P. o. germ.
520 gn

4356

P.o.germ.
520 gn

[Gretschel]

Kleine satirische Schriften.

Eine Fortsezzung der satirischen Blätter

von

Janus Eremita.

Leipzig,
in der Sommerschen Buchhandlung.
1804.

73 B Sch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Skizzen aus Paris.

Aus dem Tagebuche
eines Reisenden
im Jahre 1803.

Vorerinnerung.

Ich darf nicht unterlassen, zu bemerken, daß — wenn es nicht etwa schon aus der vorstehenden Inschrift erhellet — in den folgenden Blättern entweder gar nicht oder doch nur sehr beyläufig von Gegenständen der Künste und Wissenschaften die Rede seyn wird.

Quicquid agunt homines, votum, timor,
ira, voluptas,
Gaudia, discursus nostri est farrago libelli.

Die Menschen, ihre Handlungsart, ihre Sitten, Irrthümer, Thorheiten u. s. w. waren der Gegenstand meiner Beobachtungen, wovon ich hier einige fragmentarische Resultate mittheilen will.

Es ist in Paris gar nicht einerley, welche Tageszeit der aufmerksame Zuschauer zu seinen Streifereyen wählt. Die Scene verändert sich nach den verschiedenen Klassen der handelnden Personen, welche auf- und abtreten, und es giebt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo ihre Reihefolge so mannichfaltig, und die Zeit ihrer Wirksamkeit so von einander entfernt ist, als hier. Der Landmann, der Gärtner, und ein großer Theil der Handwerker, erwacht auch hier mit der Natur, und geht zugleich mit ihr zur Ruhe. Er tummelt sich schon in den ersten Morgenstunden in den Gassen umher, während Alles, was entweder selbst vornehm ist, oder sich doch als ein Anhängsel des vornehmen Standes betrachtet, kaum aus den Kleidern gefah-

ren, dem Schlafe entgegen taumelt. Wer daher ehrliche Leute — man muß diesen Ausdruck in Paris eben nicht allzu genau nehmen — sehen will, dem rathe ich, früh auszugehen. Wem es dagegen darum zu thun ist, den von der einfachen Natur entferntern, und daher mehr oder weniger ausgearteten Theil der Menschheit zu beobachten, der wähle die spätere Tageszeit, wo der Schlemmer in seiner Karosse zum Diné rollt, während der Landmann, der die mannichfachen Produkte seines Fleißes zur Stadt karrte, und der schon seine Abendmahlzeit verdauet hat, mit seinem Gespanne bereits wieder daheim ist; wo der Beutelschneider hoffnungsvoll Karten und Würfel zur Hand nimmt, während der Schmied, mit Staub und

Schweiße bedeckt, seinen Hammer bis zum folgenden Tagewerke in eine Ecke wirft; wo die Feildirne, kaum mit der Toilette fertig, zum Palais royal eilt, während die runzliche Fruchtverkäuferinn, zur Vorstadt St. Marceau zurückkehrend, mit ihrem Esel um die Wette gähnt.

Bey dem Gewühle, welches überall herrscht, und bey der Sorgfalt, womit man unablässig für seine eigne Sicherheit zu wachen hat, müßte man in der That mehr als Argus-Augen haben, um alles Merkwürdige zu sehen, zumal da der Sinn des Gesichts ohnehin von allen Seiten her in Anspruch genommen wird. „Voyez! voila! voici!" ertönt's auf allen Gassen, an allen Ecken, und us allen Winkelbuden. „Sehen Sie hier, meine Herren und Damen, sehen Sie im Vorbey-

gehen ihren Glücksstern!“ schreyet der Planetenleser, und drehet sein zuverlässiges Glücksrad. — „Sehen Sie hier 1200 Livres für 12 Sous!“ ruft der Zettelträger, und reicht mir mit einem Lotterieloose, das nächstens unfehlbar gezogen werden soll, den eben so unfehlbaren Gewinn entgegen. — „Sehen Sie hier die ausführliche und authentische Beschreibung von der blutigen Schlacht, wodurch die Franzosen von dem Kurfürstenthum Hannover Meister wurden!“ schnarrt ein zerlumpter Kerl, und bietet ein Blatt feil, das Abends zuvor in der nächsten Kneipe geschmiedet worden ist. — „Sehen Sie hier, wertheste Gönner, das große, majestätische Schauspiel, welches noch nie gesehen worden ist, so lange die Welt steht!“ So brüllt

man mich im Garten der Capuziner an, und zerrt mich in eine Bude, worin ein Floh an einem goldnen Kettchen gezeigt wird.

Unter diesen Umständen thut man freylich am besten, wenn man die Augen überall, nur nicht dahin wendet, wohin die Voyez-Schreyer sie zu lenken bemühet sind. Sollte ich dessen ungeachtet dieser Regel nicht immer getreu geblieben seyn, d. h., sollte der Leser in dem Folgenden Manches unerheblich und unbedeutend finden, so frage ich: wer hat wohl in seinem Leben nicht irgend einmal hingesehen, wo er besser gethan, wenn er nicht hingesehen hätte? Wer in diesem Betracht ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich!

Der Verfasser.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Pariser Zeit- und Längenmaaß.

Es ist fast zur allgemeinen Regel geworden, einer jeden Reisebeschreibung ein Verzeichniß der im Lande üblichen Maße anzuhängen. Eine Skizze von Paris — wäre sie auch, wenn möglich, noch kürzer und mangelhafter, als die gegenwärtige — sollte dasselbe billig alle Mal an der Stirne tragen; wenigstens rathe ich jedem Reisenden, sich bey zeiten damit bekannt zu machen, wenn er anders an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt ist, und wenn er sich vielen Ärger und Verdruß ersparen will. Die vorzüglichsten, im gemeinen

Bayerische Staatsbibliothek München

Leben am häufigsten vorkommenden Bestimmungen dieser Art sind:

aussitôt, tout à l'heure, tout de suite — sogleich;

à l'instant, dans un instant, dans un moment — augenblicklich;

d'abord, incessamment, à la minute — unverzüglich;

on vient de etc. — man hat so eben u. s. w.

on va etc. — man wird sogleich u. s. w.

près d'ici, tout près d'ici — in der Nähe, ganz nahe, in der Nachbarschaft;

un, deux pas d'ici — ein, zwey Schritte, ein Katzensprung von hier.

„Wo ist Herrn Gaillards Apotheke?“ fragte ich eines Morgens, bald nach meiner Ankunft

in Paris, den Pförtner des Hotels, in welchem ich wohnte. — „Tout près d'ici!“ war die Antwort, und nun erfolgte ein Verzeichniß von Straßen, die ich bald rechts, bald links, bald geradezu, bald nach dieser, bald nach jener Himmelsgegend hinzu enfiliren haben sollte. Ob ich es gleich für mein Gedächtniß bey weitem zu lang fand, so hatte ich doch, im Vertrauen auf das tout près d'ici, den Muth, mich zu Fuße auf den Weg zu machen. Indessen bemerkte ich, nach Verlauf einer Stunde, daß diejenigen nicht Unrecht haben, welche behaupten, man könne in Paris nicht wohl mit einem Frühstück auskommen. Ich kehrte also bey einem Limonadier ein, der ganz neulich déjeûnés à la fourchette angekündigt

hatte, und forderte eine Keule von einem Huhne.

„A l'instant!“ antwortete einer von den Aufwärtern, und sprang mit einem Satze zur Thür hinaus. Ich nahm unterdessen ein Journal zur Hand, welches den Theaterkrieg zwischen den beyden Damen George und Düchesnois ausführlich erzählt. Ich folgte dem Verfasser und seinen Heldinnen Schritt vor Schritt, weihte mich in die geheimsten Kabalen und Intriguen der Französischen Schauspielhäuser ein, und überschlug keine einzige Anmerkung, welche der Flugblättler beybringt, und die gar leicht wenigstens eben so treffend und lehrreich seyn mögen, als die geographischen und statistischen Erläuterungen, womit die Französi-

schen Zeitungsschreiber zuweilen ihren Leser beschenken.

Des Lesens überdrüßig, schloß ich endlich zwischen den beyden Partheyen Friede, und starrte nun mit unverwandten Augen nach der Thür, durch welche die längst bestellte Keule, die *mit meinem* Magen Friede machen sollte, *herein passiren mußte*. Ich fragte einen Aufwärter nach dem Andern: „werde ich bald bekommen?“ — Tout de suite! incessament! à la minute!“ Unterdessen harrte ich so lange, daß man das Journal füglich noch ein Mal hätte schreiben, drucken und lesen können. Vom Warten *gesättigt*, griff ich endlich nach dem Hute, als plötzlich meine Keule zur Thür herein sprang; aber — zähe, blutig, ungenießbar —

gewiß lief das Huhn, dem sie angehört hatte, noch unbesorgt im Hofe umher, als man mich à l'instant damit zu regaliren versprach.

Ich bezahlte mein Frühstück und fragte von neuem nach Herrn Gaillard. „Il n'est que deux pas d'ici (er wohnt nur zwey Schritte weit von hier)!“ — Da ich mich indessen eben nicht sehr gestärkt fühlte, so bestieg ich ein Kabriolet, und überließ diese zwey Schritte meinem Führer. Wahrlich, er verdiente sein Fuhrlohn redlich, denn wir waren gewiß eine gute halbe Stunde im stärksten Trabe gefahren, als er vor der Apotheke Halt machte.

Ich gab Herrn Gaillard ein Recept, und fragte, wie bald das verlangte Präparat ge-

macht seyn würde. „Dans un moment!“ versetzte er.

„Das muß wahr seyn (sagte ich, mich niedersetzend, bey mir selbst) flink und thätig sind die Franzosen! In Deutschland gebraucht man dritthalb Stunden zu dieser Zubereitung; hier ist sie das Werk eines Augenblicks, den ich ruhig abwarten will, um den ungeheuer-langen Weg nicht noch ein Mal machen zu dürfen.“

Indessen hatte ich nicht nur alle Fensterscheiben, sondern auch alle Büchsen der Officin mehr als funfzig Mal durchgezählt, als Herr Gaillard, der meine Absicht inne zu werden schien, höflichst zu mir trat, und versicherte, er werde nicht ermangeln, die in Frage befindliche

Arzeney um 6 Uhr (es war jetzt halb zwey) bereit zu halten.

Verdrießlich, abermals eine Stunde verloren zu haben, warf ich mich wieder in mein Kabriolet, um zu Freund C. an der Barriere von Clichy zu fahren; zugleich bitte ich meinen Kutscher, sich möglichst zu fördern, damit ich C. noch zu Hause finde. — „O (versetzte er) seyn Sie unbesorgt! in fünf Minuten sind wir da.“

Er würde Wort gehalten haben, wenn er fünf Viertelstunden gesagt hätte; denn es schlug eben drey Viertel auf drey als mir C's Bedienter versicherte: „Monsieur vient de sortir (so eben geht Herr C. aus dem Hause). Aber (setzte er hinzu, als er meinen Verdruß

bemerkte, da er nur auf der Nachbarschaft (un pas d'ici) ist, so wird er unfehlbar gleich wieder hier seyn (il va revenir tout de suite)."

Auf einmal sowohl mit dem Bedienten als mit meinem Kutscher wieder ausgesöhnt, setzte ich mich nieder, um E's Rückkunft zu erwarten. Indessen *schlug es drey* — halb vier — vier. Ich ward *von neuem* ungeduldig, warf Monsieur Botte*), den ich durchblättert hatte, auf die Seite, und fing wieder an zu schmollen. Umsonst — E. erschien nicht. — — Vor Hunger und Verdruß außer mir sprang ich endlich, um *fünf* Uhr, auf, und eilte fort, mehr als tausend

*) Pigault-le Brüns neuester Roman.

Mal die Zeitrechnung und das Längenmaaß der Franzosen verwünschend, nach welchen ich nur fünf Minuten und zwey Schritte zurück gelegt, und mich doch vom Morgen bis zum Abend auf dem Pflaster von Paris müde getrabt hatte, und lahm gerumpelt worden war.

Aber so geht es in dieser Stadt und in diesem Lande überall. Die große Nation ist in keiner Hinsicht größer und unerreichbarer, als in dem Fluge ihrer Phantasie, welche, zu blizzesschnell, um dem trägen Gange der Zeit, der Ausdehnung des Raums zu folgen, und zwischen dem Anfangs- und Endpunkte zu verweilen, stets von einem Extreme zum andern eilt überall — im Kabinette und in der Marionettenbude, auf dem Katheder und in der Oper,

auf der Kanzel und an den Altären der Venus — sieht man hier Yorik's Friseur, der seine Locke in den Ocean taucht. Die Regierung decretirt, und sogleich wird jedes Departement auf seine Kosten ein Kriegsschiff ausrüsten, die Republik eben so viel neue Schiffe auf dem Meere, als Provinzen in ihrem Gebiete zählen, und mit dieser neuen Seemacht unverzüglich über den Kanal nach England gehen, um diesen Erbfeind in Nichts zu verwandeln; denn von Paris bis London ist ja, wie die Journalisten versichern, nur „un pas.“ Daß Frankreich weder Schiffswerfte, noch Baumaterialien, noch Tau- und Hanfmagazine, noch Arbeiter, noch Matrosen genug hat, um mit allem Gelde in der Welt die decretirten Schiffe zu erbauen und

zu bemannen — gesetzt auch, daß dieß an und für sich nur das Werk einiger Monate wäre — welchem unter den diesseits des Rheins Gebornen könnte so etwas einfallen!

Sonderbar ist es, daß der Rhein, welchen man jetzt als die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich betrachtet, auch in der Phantasienwelt beyder Nationen einen merklichen Einschnitt macht. Auf der deutschen Seite hat die Einbildungskraft nur sehr kurze Flügel; die ihr vielleicht durch Organisation, oder durch bürgerliche Verhältnisse, oder durch die kalte Vernunft beschnitten werden. Kaum hat man aber das westliche Ufer des Flusses betreten, so fangen ihre Schwingen mächtig an zu wachsen, bis sie sich in der Hauptstadt

auf Adlersfittigen zur ersten Nationalgottheit erhebt. Kaum verläßt man den Nachen, der auf dem Rücken des Stromes beständig zwischen beyden Nationen hin und her schwebt, so gehen, mit den ungeheuern Courierstiefeln der Postillione, zugleich auch die Französischen Zeit- und Längenmaaße an, und Yoriks Friseur weicht dem Reisenden nicht mehr von der Seite.

Unter diesen Umständen zweifle ich gar sehr, daß irgend Jemand hier, wo Wahrheit und Natur beynahe unter die Undinge gehören, ich will nicht einmal sagen sein Glück machen, sondern auch nur einen unbedeutenden Zweck erreichen werde, wenn er sich nicht nach dem Charakter der Nation bequemt, und sie mit ihrer

eignen Münze bezahlt. Man muß sich auf ihr Phantasienroß setzen, ihren Gallop beginnen, ihre hyperbolische Sprache führen, wenn man zurecht kommen, wenn man auch nur die unbedeutendsten Lebensbedürfnisse zu rechter Zeit und nach Wunsch erhalten will.

Wer dieß für übertrieben hält, der bestelle nur einmal bei irgend einem Handwerker, z. B. bey dem Schuster, ein Stück Arbeit, und erwarte treuherzig, daß man es ihm nach deutscher Sitte zur bestimmten Zeit liefern werde. Ich bin gewiß, sein Bedienter wird auf dem Wege zum Schuster, zwey Paar Stiefeln zerlaufen, bevor dieser nur einmal daran denkt, das versprochene Paar zuzuschneiden. Oder er setze sich bey einem Restaurateur nieder,

und fordre schlechthin zu essen. Wohl ihm, wenn er so schnell bedient wird, als ich mit meiner Keule.

Jetzt, dem Himmel sey Dank, verstehe ich das Ding besser. Ich setze mich bey Herrn Very oder *Naudet* zu Tische. Bringt man nicht im Augenblick, was ich verlange, so schreye ich: „hier sitze ich nun schon eine volle Stunde und harre, hungrig wie ein Wolf, und so durstig, daß ich die Seine austrinken möchte, vergebens auf einen Löffel voll Suppe!“

Das macht Herrn Very aufmerksam. Aber er *findet* meine Übertreibung noch nicht kräftig genug, denn er ruft seinen Leuten zu: „Monsieur va mourir de faim (der Herr ist dem

Hungertode nahe)!" und nun erhalte ich zu essen.

Man lache, wenn man Lust hat. Allein so und nicht anders will der Pariser behandelt seyn. Man fordre, und er verspricht; man bitte, und er verbeugt sich; man werde unwillig, und es fehlt ihm nie an Entschuldigungen. Aber bey dem Allen kommt man nicht zum Zwecke, so lange man die Sprache der Natur und Wahrheit führt, und ich bin überzeugt, der hitzigste Grobian würde nicht weiter kommen, wenn er nach deutschem Gebrauche ein paar Ohrfeigen ausböte. Er müßte, um auf ein Französisches Ohr Eindruck zu machen, wenigstens noch 998 zulegen. „Je vais te donner mille soufflets!".

2.

Ansicht von oben herab.

Wer Paris mit einem Blicke überschauen will, der besteige mit mir entweder die Kuppel des Pantheons, oder den Gipfel der Anhöhe *Montmartre*, wo er diese Königin der Städte, von jener aus, rings um sich her, von diesem gerade vor sich im Süden, zu seinen Füßen liegen sieht. Welch eine ungeheure Menge von Straßen, Plätzen, Gärten, Schlössern, Pallästen, hier, wo in der grauen Vorzeit nur ein kleiner Haufen armseliger Fischerhütten stand! Von der schwindelnden Höhe herab erblickt man Alles verkleinert, gleichsam als in einem Guckkasten, der aber mehr als ein Jahrzehend hindurch dem

zuschauenden Europa täglich neue Bilder darstellte, und jetzt beynahe dem ganzen Erdkreise Gesetze vorschreibt. Man überschaut hier eine Million Menschen beyderley Geschlechts, von jedem Alter, aus allen Nationen und Religionsverwandten, die das Gepräge aller Tugenden und aller Laster an der Stirne trägt.

Die entgegengesetztesten Extreme — das Gute und das Böse, der Reichthum und die Dürftigkeit, die Offenherzigkeit und die Kabale, die Uneigennützigkeit und die Selbstsucht, die Bescheidenheit und der Hochmuth, die Aufklärung und der Aberglaube, die Gelehrsamkeit und die Ignoranz, das Genie und die Dummheit, die Weisheit und die Thorheit, die Redlichkeit und das Verbrechen — finden sich hier

beysammen und machen gleichsam eine zweyte Büchse der Pandora aus.

Hier schmachtet das unerkannte Verdienst neben dem üppigen Thoren, hier lebt die Buhlerin neben der tugendhaften Hausfrau, hier wohnen der Christ und der Jude, der Franzose und der Engländer, der Rentenirer und der Rotürier, die Feildirne und die Betschwester, der Prälat und der Comödiant, der Autor und der Hanswurst, der Buch- und der Tuchhändler, ohne einander zu kennen, unter Einem Dache. Hier erhebt sich der Pallast eines Millionärs neben der Hütte eines armen Savoyarden, dort ein Meisterwerk der Kunst neben einem Denkmale der rohesten Unwissenheit; hier ein ehrwürdiger Tempel der Gottheit neben der

Bude eines Gaukelspielers, dort ein glänzendes Opernhaus neben einem mit eisernen Pforten und Gittern versehenen Kerker; hier ein Spielhaus neben einer Verpflegungs-Anstalt, dort ein Erziehungs-Institut neben einem Bordelle. Hier ertönt die Musik eines prachtvollen Balles, dort das Gewinsel der Kranken eines Hospitals. Hier ermuntert ein blinder Bettler durch seinen Gesang den reichen Hypochonder zum Genuß der Freuden des Lebens, dort kracht ein Feuerwerk unter den Fenstern eines Sterbenden auf. Hier zieht man zum Besten der Armen eine Lotterie, dort begegnet eine Fastnachtsmummerey einem Leichenzuge.

Fastnachtsmummerey! Beynahe möchte man behaupten, daß in Paris Alles nichts weiter

als Mummerey sey. Hier verbirgt sich das Laster hinter dem Schleyer der Tugend, hier schmückt sich das Verbrechen mit dem Gewande der Unschuld. Der Ehrsüchtige scheint die Uneigennützigkeit selbst, der Wucherer brüstet sich mit seinem Zartgefühl, der Lieferant lobpreiset seine Redlichkeit; hier sieht man angesehene Männer mit Aemtern handeln, dort Richter mit Weibern Urthel fabriciren; hier Projectenmacher ihren baufälligen Credit zu Gelde machen, dort Spieler, denen die Verzweiflung am Herzen, eine gleichgültige, heitre Miene annehmen; hier Weibspersonen, die keine Ehre mehr zu verlieren haben, sich auf ihre Tugend steifen, dort Dummköpfe den Tiefsinnigen spielen, und Erz-Ignoranten über Künste und

Wissenschaften philosophiren; hier Priester des Herrn mit dem lächerlichsten Stutzer um die Wette haseliren, dort ehrbare Magistratsperso- nen sich mit Geschicklichkeit auf dem Absatze herum drehen; hier Mütter einer zahlreichen Familie ihren Töchtern den Galan wegkapern, dort ausgediente Buhlerinnen als Betschwestern mit dem Himmel liebäugeln; hier reiche Knik- ker über ihr Elend klagen, dort Leute, die das Ihrige bis auf den letzten Heller durchgebracht haben, noch immer eine glänzende Rolle spie- len. Kurz, hier ist Alles Täuschung, Alles Heu- cheley; Jeder will hier etwas Andres scheinen, als was er ist.

Und die Triebfeder alles dieses Beginnens ist? — Der Eigennutz! Der Eigennutz ist das

Schwungrad, welches diese ungeheure, zusammengesetzte Maschine in Bewegung setzt; der Eigennutz der Punkt, um welchen Alles sich dreht; der Eigennutz der Wurm, welcher fast an jedem Herzen nagt und den Keim des Guten zerstört. Er ist die Centripetal- und Centrifugalkraft, *welche die Individuen* der Gesellschaft *bald einander annähert*, bald wieder von einander entfernt, und ohne die das Ganze sehr bald in Stillstand gerathen, oder sich gar auflösen würde. Man sehe nur jenes ungeheure, rastlose Treiben, Drängen und Toben! Wenn man aus einer Landstadt nach Berlin, nach Hamburg oder Wien kommt, so glaubt man, über das allgemeine Leben und Weben staunend, in einen andern Planeten versetzt zu

seyn, wo Alles, mehr an einander gedrängt, einen weit regern, raschern Gang hat. Aber man begebe sich von Paris aus wieder nach einer von jenen Hauptstädten Deutschlands, und man wird sie nicht wieder erkennen. Das Gewühl scheint verschwunden, die Thätigkeit erschlafft; Alles weit stiller, einsamer und öder.

Nicht wahr, die Vergleichung ist für unsere stolzen Pracht-Örter ziemlich demüthigend? Aber ich kenne eine, die noch weit demüthigender für Paris ist. Überfliege — geliebter Leser, der du mit mir auf dem Gipfel des Pantheons stehst — überfliege mit deiner Phantasie das nächste halbe Jahrhundert und blicke dann auf eben das Geschlecht herab, welches sich jetzt zu deinen Füßen tummelt! Wie viele jener zahl-

losen Individuen glaubst du nunmehr noch wahrzunehmen? du würdest eine sehr kühne Behauptung wagen, wenn du wähntest, den zwanzigsten Theil. Und die übrigen, wo sind sie? — Dort, auf dem Gottes-Acker, mit allem ihren Dichten und Trachten, allen ihren Entwürfen, Wünschen und Hoffnungen verscharrt und vergessen! Der Staatsmann und der Lumpensammler, der Priester und der Possenreißer, der redliche Mann und der Beutelschneider, die Bet- und die Buhlschwester, Alle haben dort das Ziel ihrer Bestrebungen gefunden, und diejenigen, welche ehemals einander so oft den Weg verrannten, welche stets zusammen im Streite lagen, welche einander nicht vor Augen sehen konnten, ruhen dort in friedlicher Ein-

tracht neben einander. Der Tod hat Alle zur Ordnung verwiesen, Allen die Larve abgezogen, Alle mit einander ausgesöhnt. Wie einsam, wie öde ist die Königsstadt, Gras wächst in ihren Gassen, Waldvögel nisten in ihren verlassenen Gärten, Fledermäuse und Eulen im Gipfel ihrer Palläste. Und was würde sie, ohne den Zuwachs neuer Bevölkerung, nach Verlauf eines vollen Jahrhunderts seyn? Eine todte Steinmasse, ein wüster Schutthaufen, ein Labyrinth von Trümmern, an denen man mit Mühe noch kaum den Namen ihrer vormaligen Besitzer erkennen würde.

Sic transit gloria mundi.

3.

Practica est multiplex.

Krämer, Trödler, Marketender, Ausrufer, Lotteriezettelträger, Nativitätsteller.

„Was mögen doch alle diese geschäftigen Menschen beginnen, und wovon mögen sie leben?“ sagte ich zu mir selbst, als ich jenes Getümmel zum ersten Male beobachtete. Wie mannichfaltig nun ihre Bestrebungen auch immer sind, so getraue ich mir doch zu behaupten, daß die Hälfte aller Einwohner von Paris sich entweder vom Müssiggange oder gar von der hier aufs höchste gestiegenen Kunst nährt, Andere zu hintergehen, zu übervortheilen und zu bestehlen.

Was zuerst die Müssiggänger betrifft, so gehört dazu, außer dem größten Theile der Fremden, eine zahllose Menge junger und alter Pflastertreter beyderley Geschlechts, welche geboren sind, um ihr ererbtes, erheirathetes oder auf mancherley, eben nicht immer allzu geraden Wegen zusammengebrachtes Gut in Kaffeehäusern, bey den Restaurateurs, in den Theatern, und an andern öffentlichen und geheimen Örtern zu verzehren, den Wechsel der Moden beschleunigen zu helfen, Andre, denen kein so günstiges Loos zu Theile ward, zu necken, zu benaserümpfen, und ihnen den Weg zu verrennen. Vermöge ihres Berufs besitzen sie eine gewisse Art von Allgegenwart, und man kann diese wandelnden Zeitungsblätter über alle diejenigen wichtigen

Artikel zu Rathe ziehen, welche heute an der Tagesordnung, und morgen — vergessen sind.

Vom Nichtsthun leben ferner, mehr oder minder bequem, wie auf Einem Flecke angenagelt, alle *Kleinkrämer, die in Buden und hinter Tischen sitzend*, durch ihr voyez! voila! voici! *die Aufmerksamkeit* der Vorübergehenden *zu erregen suchen*. Ihre Zahl ist Legion, und sie gleichen den Spinnen, die zuweilen *mehrere* Tage vergebens auf Beute lauern. Aber wehe der armen unvorsichtigen Fliege, die in ihr Netz geräth! sie wird bis auf den letzten *Tropfen* ausgesogen. In Deutschland, in den *Niederlanden, u. s. w.*, findet man dergleichen Kleinhändler gewöhnlich in ihren Buden und *Läden* beschäftigt. Die Weiber nähen, stricken,

spinnen; die Männer machen irgend etwas, das in ihren Kram dient. Auch sind ihre Preise gewöhnlich sehr mäßig; es genügt ihnen ein billiger Gewinn. Hier hingegen ist das Princip dieser Menschenklasse: so wenig als möglich zu leisten, hingegen so viel als nur immer angehen will, zu erhaschen. Die Hände in den Schoos legend sinnen sie nur darauf, wie sie ihre Kundeute am besten beschwatzen, berücken und verblenden können. Sie schämen sich nicht, zumal von einem Fremden drey, vier, ja zuweilen zehn Mal so viel zu fordern, als sie zu erhalten gedenken. Die allerschlechteste Waare von der Welt wird mit vielen pomphaften Worten herausgestrichen; man betheuert auf Ehre und Gewissen, daß es keine beßre in der

ganzen Stadt gebe, daß sie unvergänglich sey, daß man für ihre Güte hafte, u. s. w., der treuherzige Kundmann glaubt, kauft, und — wird betrogen; ja er mag froh seyn, wenn man, (falls er einfältig genug ist, darüber zu klagen,) sich mit leeren Ausflüchten begnügt, und ihm nicht noch obendrein ins Gesicht lacht. Auf solche Weise habe ich einen Hut für 24 Livres in sieben Wochen verbraucht, ein Paar Stiefeln für 36 Livres nach vier Wochen weggeworfen, und einen Rock für 120 Livres gekauft, der vor Ablauf eines Monats durchlöchert war, und auf allen Näthen aus einander ging.

Mehr Mühe und gewöhnlich auch mehr Ehrlichkeit haben diejenigen Trödler, welche mit ihrer Waare auf dem Rücken in der Stadt um-

herziehen, und durch ihr unablässiges Geschrey eben so sehr den Ohren Anderer als ihrer eignen Lunge zusetzen. Man findet dergleichen freylich in allen großen Städten; aber nirgends ist ihre Zahl so ungeheuer groß, als in den Hauptstädten Frankreichs; denn der Franzose mag weit lieber Zunge und Beine als die Arme bewegen, weit lieber schwatzen und umher laufen, als arbeiten.

Und was wird in Paris nicht umhergetragen! Eßwaaren aller Art, eben so einladend durch ihre innere Güte, als durch den Anzug ihres Verkäufers; durch das Geschirr, worin sie feil geboten werden, durch die Hände der Betastenden, durch Staub, Regen und Sonnenschein, welcher aus der Luft, und durch ein Prieschen

Taback, welches aus den Fingern eines schwelgerischen Schnupfers auf sie herabfällt. Gebacknes, das man mit weit mehrerm Rechte Geschmiedetes nennen könnte; frische Würstchen, die wenigstens drey Mal 24 Stunden in der Kohlenpfanne, worin man sie umträgt, gebrätelt haben; süße Trauben, bey denen die Kostenden Gesichter schneiden, als ob sie von dem Kreuzestranke genossen hätten; duftende Äpfel, die eben so oft als der verwichene Winter frostige Nächte gab, im Bettstrohe erwärmt und durchduftet worden sind. Wer einen frischen Trunk dazu verlangt, der lasse sich von jenem Umträger reichen, welcher aus einem und demselben Gefäße, Wasser, Bier und Limonade schenkt; ein Getränk, dessen labende

Kraft*) einleuchtet, wenn man erwägt, daß die obere Fläche des Gefäßes den ganzen Tag von der Sonne beschienen wird, während die untere auf dem Rücken des schwitzenden Trägers ruht.

Derjenige, vor dessen Ohre das Geschrey derer, welche Eßwaaren ausrufen, vorübergeht, findet für seinen Geschmack auf eine andere Weise gesorgt, indem ihm, außer den zahllosen Decreten des Gouvernements — sehr oft Insecten eines Sommertages, die mit dem Keime der Vernichtung in ihrem Innern zur Welt

*) à la fraiche! à la fraiche! (ein Labetrunk! ein Labetrunk!) rufen diese wandelnden Schenkwirthe.

kommen — überall eine Menge gedruckter Neuigkeiten angeboten werden, deren Gehalt nicht nur der Güte der Trauben, Äpfel und Bratwürste nichts nachgiebt, sondern auch mit ihrem Preise zu 1 — 12 Sols im genauesten Verhältnisse steht. Was indessen den letzten Punkt betrifft, so machen die, größten Theils schlüpfrigen, Producte, welche sich in den Taschen und Händen der wandernden Büchertrödler befinden, und die dem Vorübergehenden unvermerkt zugesteckt werden, eine wichtige Ausnahme von der Regel, denn man kann immer sicher überzeugt seyn, daß sie nicht den vierten Theil dessen, was dafür gefordert wird, kosten oder werth sind.

Interessant ist es, die Figur, Stellung, Ge-

berden und den Vortrag aller dieser Ausrufer und Ausruferinnen — denn das schöne Geschlecht wetteifert in dieser Hinsicht mit dem männlichen, und man findet hier Amazonen, die im schmetterndsten Basse deklamiren — ingleichen die Gesichtszüge der umstehenden, horchenden Menge zu beobachten. Je anmaßlicher ihr Ton, je pomphafter ihre Sprache, und je gewaltsamer ihre Gesticulationen, desto unbedeutender ist der Gegenstand, wovon geredet wird, aber auch desto zahlreicher der staunende Haufen; denn nicht die Sache, sondern die Form, nicht das Wesen, sondern das Getöse ist es, was diesen herbey zieht; wenn das letzte nur nicht fehlt, über das erste sieht man schon hinweg.

Es wird die Ankunft eines Riesen gemeldet, dessen Statur, wenn die Beschreibung auch nur zur Hälfte wahr ist, Alles übertrifft, was uns die Feenmährchen in dieser Art auftischen. Jedermann kann das Lügenhafte des Vortrages mit Händen greifen; aber man sehe nur den Kerl an, welcher die Ankündigung abliest und austheilt. Wie das Riesenhafte aus allen seinen Mienen und Geberden spricht! Wer wollte ihm nicht einen Sous zu lösen geben; wer nicht hingehn und einen Menschen sehen, der den größten seiner Begaffer vielleicht um 1 oder 2 Zoll an Länge übertrifft!

Dort schreyt man eine blutige Schlacht aus, welche ganz neulich zwischen den Franzosen und Engländern vorgefallen, und wovon

der Bericht so eben durch den Telegraphen bekannt geworden ist. Jedermann ist überzeugt, daß diese Schlacht nirgends Statt fand, als in dem Schädel des Ausrufers, und daß die Beschreibung derselben gestern Abends in der nächsten Kneipe geschmiedet ward. Aber der Kerl spricht doch so zuversichtlich — hat eine wahre Stentor-Stimme — springt mit den Engländern fürchterlich um! Se non è vero, e ben trovato. Man kauft und liest.

Wer das achte Wunderwerk der Welt, oder vielmehr, wer etwas sehen will, wogegen Alles, was die Welt bisher Großes, Merkwürdiges und Wunderbares kannte, nur ein Kinderspiel und die Erfindungen aller Zeitalter und aller Nationen wahre Läppereyen sind, der gehe

nach dem Garten der Kapuzinerinnen, wo er eine große Bude, und in derselben einen kleinen Kasten finden wird, welcher jene Quintessenz alles Sehenswürdigen enthält. Es ist — ein Floh an einem goldenen Kettchen! Aber der Zuschauer nehme sich ja in Acht, daß er nicht erdrückt wird; nicht von dem Floh — denn alsdenn wäre das Ding wunderbar genug — sondern von der zuströmenden Menge.

Indessen hört man vor diesen Buden zuweilen unerwarteter Weise die Stimme der Wahrheit. Es tritt nämlich ein Mensch auf, welcher den Ausrufer ins Angesicht Lügen straft, Alles, was dieser behauptet, geradezu für übertrieben, ungereimt, abgeschmackt erklärt, und das Publikum zum Schiedsrichter in dieser

wichtigen Angelegenheit aufruft. Man kann leicht denken, daß der Angegriffene hierzu nicht stillschweigt. Alsdenn erhebt sich ein lärmender Streit; die beyden Disputanten tragen mit großem Geschrey ihre Gründe und Gegengründe vor, wobey der Vertheidiger der Bude nicht ermangelt, seine Ehre zu verpfänden und die Umstehenden zu ermahnen, hereinzutreten und sich durch den Augenschein von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Sein Gegner wendet dagegen allerley ein; dieser antwortet, jener widerlegt, man tobt, man schwört, man schimpft, und das Publikum erwartet jeden Augenblick, daß die beyden Streiter einander in die Haare fallen. Aber man sey darüber unbesorgt, denn das Ganze ist nichts weiter

als ein Possenspiel, veranstaltet um Aufsehen zu erregen, und um Zuschauer herbey zu locken.

Schande, unauslöschliche Schande ist es für die große Nation, daß auch sie eine Anstalt duldet und privilegirt, welche täglich eine große Anzahl Menschen mit leerer Hoffnung täuscht, den leichtgläubigen Haufen bestiehlt, und nicht selten gerade der dürftigsten Volksklasse den letzten Bissen Brod aus dem Munde nimmt, und sie in Verzweiflung und namenloses Elend stürzt. Ich meyne das Lottospiel, wodurch auch in Deutschland noch immer mehrere kleine Fürsten ihre Unterthanen aussaugen, und das wohl schwerlich irgendwo unter dem Monde so viele Comptoire, allzeitfertige Scribler, arbeitsscheue

Zettelträger und blinde Anhänger hat, als in Paris. Die Einschreibebücher für Strasburg, Lyon, Bourdeaux, Brüssel und die Hauptstadt der Republik liegen hier fast in jedem Kramladen aufgeschlagen, und eine zahllose Menge Aushängebreter kündigen theils die zuletzt gezogenen Nummern an, theils sagen sie dem zögernden Publikum, daß diesen Abend oder höchstens morgen früh die Listen geschlossen werden, und die Einsetzlustigen daher keinen Augenblick mehr zu verlieren haben. An allen Ecken und öffentlichen Versammlungs-Örtern stehen Müssiggänger beyderley Geschlechts, welche dem Vorübergehenden Lotterieloose entgegenhalten und anzuschwatzen suchen. „Wer will sein Glück machen (schreyen sie)! Wer will 12000

Livres für 12 Sols! (wobey nur der kleine Umstand vorausgesetzt wird, daß die drey auf dem *Zettel* befindlichen Nummern in der nächsten Ziehung herauskommen) Wer will mein letztes für 15 Sols!" mit welchem letzten es indessen eben so ernstlich gemeynt ist, als wenn ein *Freudenmädchen* ihrem Galane die *letzte Umarmung* und dann die Rückkehr zur Tugend verspricht; oder wenn eine wandernde Schauspielergesellschaft die *letzte* Vorstellung ankündigt, der — versteht sich auf wiederholtes Bitten, Drohen und Verlangen — so Gott will, noch viele andre folgen werden.

Herbey, herbey, meine Damen und Herren! — ruft ein *artiges* Mädchen auf dem Boulevard St. Denis — immer hierher, und lassen

Sie sich im Vorbeygehen die Nativität stellen! — Wer wollte sie nicht gern aus einem so hübschen Munde hören. Ich trete näher, sie drehet ein Glücksrad und läßt mich hineingreifen. Ich ziehe die Devise: un penchant bien doux m'attire apres vous (eine sanfte Regung zieht mich zu dir hin). Lächelnd sah ich das Mädchen an, und würde sogleich gefragt haben, wer von uns beyden im Accusativ oder im Dativ stehe, wenn ich nicht zum Glück bedacht hätte, daß ich in Paris war, wo man diese Frage sehr einfältig gefunden haben würde. Allein ein Blick auf den untern Rand des Blatts gab mir gar bald die richtigere Deutung, denn es standen da fünf Zahlen, zu einer Lotteriezie-hung bestimmt. Diese waren es, welche mich

zu sich hin ziehen sollten. „So bedient man sich also auch des Aberglaubens, um das Volk zu diesem heillosen Spiele zu verleiten!“ sagte ich, und warf meine zwey Sols nebst dem zerrissenen Zettel auf den Tisch. Die Schöne lächelte — in meinen Augen bey weitem nicht mehr so reizend als zuvor — und begann wieder mit lauter Stimme ihr Herbey, herbey, meine Damen und Herren!

Einer der neuesten Französischen Schriftsteller sucht diese den Ruin besonders der niedern Volksklassen befördernde Lotterie-Anstalten zu entschuldigen, indem er sagt: „Ein so volkreicher Staat als der Französische kann nicht ohne Auflagen bestehen; auch kann es keine uneigentlichere (indirect) und freywilligere geben, als

eben diese. Und da die Pariser das Spiel so leidenschaftlich lieben, daß es ihnen zum dringendsten, für jeden Preis zu befriedigenden Bedürfnisse geworden ist; so thut der Staat wohl, von dieser Spielwuth wenigstens Nutzen zu ziehen, mit dem Ertrage der Lotterie seine Schulden zu tilgen, und mit dem Opfer seiner thörigten Mitglieder die Verdienste der einsichtsvollern und gescheidtern zu belohnen!" womit denn, wie man sieht, auch zugleich alle, von der Regierung verpachtete Spielbanken gerechtfertigt sind.

Aber heißt das etwas anders als lucri bonus odor ex re qualibet? Wehe dem Staate, welcher seine Einkünfte auf die Leichtgläubigkeit, Einfalt und Schwäche seiner Bürger berechnen,

der einen Theil derselben zu Grunde richten muß, um den andern belohnen zu können! Auch möchte ich für meinen Theil nicht unter denjenigen seyn, deren Verdiensten man spendet, was man dem armen Thoren vor dem Munde wegnahm, und welche sich satt essen, damit Andre verhungern. Wenn übrigens die Erwerbungsart durch die Art der Anwendung gerechtfertigt würde, so wären Cartouche, Jonathan Wild, und der Bayerische Hiesel — die bekanntlich oft dem Einen gaben, was sie dem Andern geraubt hatten — keine Gaudiebe, sondern Ehrenmänner, die nicht auf dem Rade zu liegen, sondern an der Spitze der Französischen Regierung zu stehen verdienten.

Ich übergehe die Marktschreyer, Marionet-

tentheaterdirectoren, Equilibristen, Taschenspieler, und andre Müssiggänger, welche nicht nur selbst im Nichtsthun ihre Seeligkeit finden, sondern auch den Pöbel verleiten, still zu stehen, ihre Fratzen zu begaffen, und unter schallendem Gelächter zu beklatschen; denn klatschen muß der Franzose, wo er nur irgend etwas beyfallswürdiges zu finden glaubt; es sey auf der Gasse oder im freundschaftlichen Zirkel, im Theater oder auf dem Katheder. Er beklatscht die liederliche Schauspielerin, welche ein Amoroso auf der Bühne, und die ehrbare Matrone, welche ein geistliches Lied an ihrem Claviere singt; er beklatscht, mit gleichem Enthusiasmus, Monsieur Gaillard, den Affentanzmeister, und Monsieur Haüy, den Lehrer der Blinden; be-

klatscht den Pickelhäring, welcher den Paliazzo kreischen läßt, und den Abbé Siccard, welcher die Grundsätze der philosophischen Grammatik vorträgt; beklatscht den Bereiter Franconi, welcher sein Kunstpferd, und den Tochtermörder Trümeau, welcher das Blutgerüst besteigt. Auch ist unter den *Buben und Bösewichtern*, die, *während der Revolution*, nach einander an der Spitze der Angelegenheiten standen nicht Einer, der nicht nur bey seiner ersten glänzenden Erscheinung, sondern auch nachher bey seinem blutigen Falle, beklatscht worden wäre.

4.

Bettler. Schmarotzer.

Wer die Kunst zu betteln in ein System bringen wollte, der müßte schlechterdings nach Paris reisen, um die verschiedenen Formen zu studieren, in welche sich hier das Amagalma von Armuth und Faulheit gießt, woraus der Bettler-Orden besteht, und das hier, im Schatten der Palläste der Reichen, so bequem und behaglich zu betteln weiß. Wenn ich die Faulheit als ein Haupt-Ingredienz desselben betrachte, so muß ich hinzusetzen, daß, nach meiner Überzeugung, (in Frankreich noch mehr als in Deutschland) unter zwanzig Bettlern kaum einer ist, der nicht sein Brod durch irgend

eine Arbeit erwerben könnte, wenn er nur ernstlich wollte. Bey weitem die größte Anzahl der Armen findet es indessen ungleich bequemer, an den öffentlichen Örtern zu verweilen, und bloß durch Ausstreckung der Hand oder höchstens durch Kratzen auf einem elenden musikalischen Instrumente, die Milde ihrer arbeitenden Mitbürger in Anspruch zu nehmen, und sich auf Anderer Kosten ein müssiges Leben zu verschaffen.

Man zähle und beobachte nur z. B. diejenigen Bettler, welche auf dem nordlichen Boulevard von der Magdalenenkirche bis zu den Ruinen der Bastille ihren täglichen gewissen Standpunkt haben, und die keinen der nur leidlich gekleideten Vorübergehenden ungemahnt lassen.

Wie groß ihre Anzahl, und wie verschieden ihre Methode Aufmerksamkeit und Mitleiden zu erregen auch ist, so habe ich doch unter ihnen keinen einzigen gesehen, der nicht gesunde Hände gehabt und nicht wenigstens stricken, oder spinnen, oder weben oder Wolle zupfen gekonnt hätte. Übrigens habe ich bemerkt, daß gewöhnlich diejenigen die reichlichste Ärnte halten, welche stumm und starr und unbeweglich, wie angenagelt, auf einem Flecke sitzen, und ruhig erwarten, daß man in das auf ihrem Schooße stehende, oder an ihrem Halse hängende Gefäß sein Scherflein lege.

Die Kunst des stummen Bettelns versteht besonders meisterhaft ein Bube von fünf bis sechs Jahren, den man Abends nie auf dem

Boulevard vermissen wird. Halbnackend sitzt oder vielmehr kniet er auf einem Strohwische, und starrt, obgleich kerngesund und sehr wohl genährt, auf die an seinem Halse hangende Papptafel, deren Inschrift die Vorübergehenden zum Mitleiden für das Elend des Unmündigen anfleht, und vor welcher eine hellbrennende Lampe lodert, deren Flamme das Dunkel weit umher aufklärt, und den Knaben nebst seiner Tafel im hellsten Lichte darstellt. Betroffen steht man vor ihm still. Es ist als wäre er aus der Erde hervorgewachsen um bis zum Grabe auf diesem Flecke zu verweilen, und Nachtthau, Hagelschauer und Schneegestöber auf sich herabfallen zu sehen. Aller Herzen und Aller Beutel öffnen sich zum Erbarmen, und seine Taschen

befinden sich so wohl dabey, daß sie die Menge der Sols und Liards oft nicht fassen können. Hat er seinen Standort mehrere Tage nach einander verändert, so zieht er einige hundert oder tausend Schritte weiter, und fängt dort mit dem glücklichsten Erfolge seine Pantomime von neuem an.

Unter diesen Umständen ist mit Gewißheit vorauszusehen, daß dieser Bube mit der Zeit zwar wohl seine Inschrift aber nie seine Lebens-Art ändern, und folglich bis an seinen Tod ein arbeitsscheuer Taugenichts bleiben werde. Ich kenne in Paris einen Menschen dieser Art, welcher dies Handwerk länger als ein halbes Jahrhundert getrieben, darauf geheirathet, Kinder gezeugt, und jeder seiner fünf Tochter zehn tau-

send Livres zur Aussteuer mitgegeben hat. Wenn man nun annimmt, daß er nur eben so viel zu seinem eignen Unterhalte zurückbehalten habe, so war dieß durchaus unnütze Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft im Besitz von 100,000 Livres, die er der Gutherzigkeit seiner Mitbürger abzustehlen wußte.

Indessen giebt es unter diesem, meistens aus nichtswürdigen Faullenzern bestehenden Haufen von Kindern der Armuth allerdings einzelne Individuen, welche wahrhaft unglücklich sind, und die im höchsten Grade Mitleiden und Unterstützung verdienen. Dahin gehören besonders diejenigen, welche, ehmals im Besitze von Pallästen, Land- und Rittergütern, durch die Revolution plötzlich vom höchsten Gipfel

des Reichthums in den Abgrund der Dürftigkeit und des Elends gestürzt wurden, und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie wohlhabend waren. Wem wird nicht das Herz bluten, wenn er einen Marquis bemerkt, der seines Ex-Kammerdieners Rock trägt; einen Grafen, der sich wöchentlich ein Mal bey seinem ehemaligen Kutscher satt ißt; einen Herzog, der vormals nie anders als in einer sechsspännigen Karosse in Begleitung von Laufer und Mohren öffentlich erschien, der aber jetzt nicht mehr am Tage über die Gasse gehen kann, weil seine Strümpfe nicht mehr an die Knie hinauf reichen wollen!

Erst gestern Abend traf ich in einer der unerleuchtetsten Gegenden des Boulevards einen

Greis, der sich, von den Doppelreihen der Lustwandelnden entfernt, an den Häusern hinwegdrückte und — waren es seine Kräfte oder seine Schuh, was ihn hinderte? — alle zwanzig bis dreißig Schritte stillstehend seinen Spatziergang unterbrach. Als ich neben ihn kam, zog er den Hut, verbeugte sich tief und seufzte. Ich schob hinein, was ich in die Hand bekam, und entbehren konnte. Ich hörte seinen Dank nicht; vielleicht weil er an der Mauer verscholl, gegen die er das Gesicht kehrte.

„Gott! — sagte, als er verschwunden war, wehmuthsvoll meine Begleiterin, eine Dame, die durch die Revolution Mutter, Bruder und Vermögen verlor — Gott! das war der ehmalige Graf von N**!“

Gern wäre ich umgekehrt, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß ich so wenig geben konnte, wenn das nicht sein Gefühl von neuem hätte verwunden müssen. —

Es giebt in Paris eine zahlreiche Menge Individuen, die, zu sehr Sybariten, um Vermögen zu besitzen, zu talentlos, um durch Arbeit irgend etwas zu erwerben, zu stolz, um Almosen zu erbitten, und zu ehrlich (vielleicht auch nur zu ungeschickt oder zu feig), um sich vom Rauben und Stehlen zu nähren, ein bequemes, sorgenfreyes Leben führen, und die (bey dem Troste, kein Sperling falle hungertodt auf die Erde, und es sey genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe) zufrieden

mit dem, was das Glück ihnen heute beschert, sich nie um den andern Morgen bekümmern.

Diese, in gewisser Hinsicht beneidenswerthen Menschen, welche die Sprache des gemeinen Lebens Schmarotzer nennt, würden die glücklichsten auf Erden seyn, wenn sie nicht, unfähig, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, nur als Anhängsel Andrer zu existiren, und, wie die Pflanzen, welchen sie den Namen borgten, unvermögend, sich aufrecht zu erhalten, zu kriechen gezwungen wären. Wohl ihnen, daß die Natur eben so gütig als weise ist. Sie gab jenen saftlosen Gewächsen schlingenförmige Häkchen, womit sie sich an den vollsaftigern in die Höhe schmiegen und festhalten können; und den Schmarotzern verlieh sie witzige Einfälle,

welche sie an die Reichen, (die eben nicht im Überflusse damit versehen zu seyn pflegen,) zu fesseln vermögen. Altera sic alterius crescit ope res et conjuvat amice. Auf diese Art bedürfen diejenigen, welche oft Alles wissen, gleichwohl derer, welche Nichts wissen; und diejenigen, welche Alles haben, dennoch derjenigen, welche nichts haben.

Ein Reicher, den man aber nicht als den Erfinder des Schießpulvers kannte, hatte einen Hausfreund, der blutarm, aber dabey ein Erzschlaukopf war. Das Ding ging Anfangs recht gut. Der Reiche gab die guten Mahlzeiten, der Arme die witzigen Einfälle, worüber sich jener freute, als ob er selbst sie gehabt hätte. Er beklatschte sie, ja nicht selten eignete er sie

sich sogar zu. Dieß verdroß den sinnreichen Tischfreund, und darin hatte er Unrecht; man kann sich immer noch sehr glücklich schätzen, wenn man Fortunens Lieblingskindern nichts als ein wenig Eitelkeit aufzuopfern braucht Der Reiche und der Arme entzweyten sich. Aber was entstand daraus? Jener mußte auf die *witzigen Einfälle*, dieser hingegen auf die guten Mahlzeiten Verzicht thun. Indessen merkten sie endlich doch, daß Einer den Andern nicht entbehren könne, und seitdem wurden die Mahlzeiten und die Einfälle wieder gemeinschaftlich.

Der Arme schreyt nicht selten Ach und Wehe über den Reichen. Das ist zwar sehr natürlich, aber darum eben noch nicht vernünftig. Der

Eine bedarf des Andern, obgleich nicht jeder Arme ein Witzling, und nicht jeder Reiche ein Pinsel ist. Es geht ihnen, in jenem Betrachte, wie einem gewissen Organisten und seinem Blasebalgtreter. Der erste war nämlich ein Mann, von großen, seltenen musikalischen Talenten, aber dabey im höchsten Grade von sich selbst eingenommen; sein Untergehülfe war ein Schaafskopf.

Einst hatte der Organist gleichsam sich selbst übertroffen, und war darüber sehr vergnügt. — „Mein Seel! (sagte der Blasebalgtreter, der es bemerkte, mit dummen, tölpischen Lachen, indem er sich die Hände rieb) mein Seel, Herr! das Stück haben wir 'mahl schön ausgeführt!" — Das einfältige Schaaf glaubte es wirklich,

und man konnte ihn dabey lassen. Aber nicht so der Organist, dessen thörichter Hochmuth hier mehr als jemals erwachte.

„Was? Wir? Wir? (fragte er empfindlich) Seh' mahl ein Mensch den Dummbart an. Er glaubt wahrhaftig, hier mehr als eine Null zu seyn. — Nein, Gimpel! Ich allein, ich bin's, der hier in Betracht kommt. Du und dein Blasebalg seyd nichts weiter als Maschinen.“ —

Am folgenden Sonntage spielte der Organist ein anderes Stück. Aber mitten im Gesange verstummte plötzlich die Orgel. — Allgemeines Aufsehen in der Kirche. — Der Organist, vor Wuth außer sich, tobte, fluchte,

schimpfte. „Kerl, tritt doch! Warum trittst du nicht, Hallunke!“

Hier steckte der Pinsel, auf die Zehen tretend, den Kopf durchs Gitter und rief: „Nun, Herr! Er meynte ja, ich wäre eine Null. Sieht er's nun, daß hier Unserer zwey sind? Oder bin ich noch immer eine Maschine? He!“ —

Friede sey also zwischen den Reichen und den Armen! — —

5.

Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; was thun sie denn? Sie spielen.

Zwischen den Bettlern und Dieben (von welchen letztern in dem folgenden Aufsatze die Rede seyn wird) stehen mit Recht in der Mitte die Spieler, die sich von diesen bloß dadurch unterscheiden, daß sie gewöhnlich reich sind, und eben deswegen nicht nur nicht gehangen, sondern sogar öffentlich geduldet und privilegirt werden; sintemal, wie schon oben gesagt ist, lucri bonus odor ex re qualibet. Leute, die einen Naturfehler haben, suchen denselben gern zu verstecken; die Verwachsenen

kriechen in eine Schnürbrust, die Krummfüßigen in steife Courierstiefeln, die Säbelbeinigen in lange Pluderhosen. Wer schlau genug ist, seine Mißgestalt durch einen Mode-Artikel zu verschleyern, der kann zuweilen sogar für kerngesund und schön gelten. Diesem Kunstgriffe zufolge haben die Spieler in Frankreich ihre Cacushöhlen durch den pomphaften Namen Académies de jeux zu heiligen gewußt. Bey dem ersten Worte denkt man sogleich an den ehrwürdigen Plato, und vergißt darüber Lips Tullian und Schinderhannes, deren Andenken sich unmittelbar an das letzte anschließt.

Wer Lust hat, den Orkan der tobendsten Leidenschaften — der Hoffnung, der Freude, des

Kummers, der Wuth, der Verzweiflung — in jedem Augenblicke den Compaß des menschlichen Herzens durchlaufen zu sehen, der trete hinter die grüne Tafel und beobachte diese Akademiker, die so gern kaltblütig scheinen möchten, und die doch, ehe man sich's versieht, durch ein unwillkührliches Bravo, oder durch Käuen an den Nägeln, Zähneknirschen und Stampfen mit dem Fuße, verrathen, was in ihrem Innern vorgeht. Ich möchte die Antwort hören, welche erfolgen würde, wenn man einer dieser Menschenfiguren zumuthete, zur Rettung eines Unglücklichen, zur Erziehung vaterloser Unmündigen, zum Wohle einer verarmten, tugendhaften Familie, sich nur Eine Stunde lang hinter dieser Tafel den Launen des Glücks und dem

Kampfe mit sich selbst auszusetzen. „Sind Sie wahnsinnig, mein Herr! Oder halten Sie mich für einen Tollhäusler!“ wäre das Geringste, worauf man Rechnung machen könnte. Nur der Habsucht bezaubernder Sirenengesang vermag sie zu verleiten, sich in dies Meer voll Untiefen, Klippen und Abgründe hinaus zu wagen.

Wenn man diese unaufhörlich nach Gold dürstenden Automaten nach ihrem Innern beurtheilen wollte, so sollte man kaum glauben, daß die äußere Verfassung ihrer Zunft so gleichförmig und regelmäßig ist. Da es vielleicht manchem Leser angenehm seyn könnte, dieselbe kennen zu lernen; so will ich sie hier etwas näher auseinander setzen.

Die Direction des ganzen Hazardspielwesens in Frankreich ist verpachtet, so, daß jedes Departement seinen eignen Pachter hat, der, nach Maaßgabe der Größe, der Bevölkerung und des Wohlstandes desselben, monatlich eine gewisse Summe Geldes an die Regierung bezahlt, wofür er das Recht erhält, in seinem Bezirke so viel Spielhäuser anzulegen, als er für gut findet. Ungeachtet indessen, bey einer solchen Pacht-übernehmung, gewöhnlich nur Eine Person an der Spitze steht, das heißt, den Namen dazu hergiebt, so haben doch immer mehrere (in der Regel Banquiers, seltener wohlhabende Privatpersonen,) daran Theil. Wer die Einrichtung der einen Spiel-Akademie kennt, der kennt sie alle. Ich rede hier

von denen im Seine-Departement und besonders in Paris, welche monatlich 300000 Livres Pacht geben, wofür der Hauptfermier oder vielmehr die Hauptregie (denn es haben sich vorzüglich in der Hauptstadt mehrere Interessenten zu einem so löblichen, patriotischen Unternehmen vereinigt), im Palais royal drey Bänke für eigne Rechnung hält, die übrigen, in den verschiedenen Quartieren der Stadt vertheilten aber an Unterpächter überläßt, deren in Paris überhaupt etwa achtzig seyn mögen. Jeder derselben muß an jedem Morgen bey dem Hauptbüreau der Regie seinen Pacht abliefern. Unterläßt er es nur ein einziges Mal, so wird seine Bank sogleich von der Polizey versiegelt; denn diese ehrlichen Leute kennen weder

Nachsicht noch Credit. Man kann leicht denken, daß der tägliche Tribut, nach Maaßgabe des Locals, der Kasse der Bank, der Zahl der Tafeln, an welchen man spielt, und deren zuweilen 4 bis 6 sind, u. s. w., sehr verschieden seyn müsse. Die Bank im Hotel d'Augny (rue la grange bateliere) eine der ansehnlichsten in Paris, zahlt täglich 30 Carolinen, oder 180 Thaler Sächsisch. Auch die Miethe für die Zimmer, worin man spielt, ist verschieden; die kleinern Banken erlegen jährlich 4— bis 6000, die größern von 12— bis 24000 Livres, woraus denn beyläufig erhellet, daß jeder Hausbesitzer, der ein solches Institut unter seinem Dache hat, wenn gleich nicht seine Ehre, doch wenigstens seine Rechnung dabey findet. Da man nun in

Paris fast überall, wobey diese zurecht kommt, auch jene zu entdecken gewohnt ist, so ergiebt sich von selbst, wie man hier ein Erzspieler und dennoch ein tres honnète homme seyn kann. Übrigens spielt man von morgens um 11 bis nachts um 11, welcher letzte Termin indessen, durch die Großmuth der Herren Bankhalter, gewöhnlich noch um eine halbe Stunde verlängert wird. Mit dem Schlage zwölf müssen, dem Gesetze zufolge, alle Spielhäuser geschlossen seyn, und da es den Verlust der Kasse kostet, so sind deren Inhaber in Beobachtung desselben eben so gewissenhaft, als die Polizey es im Übertretungsfalle seyn würde.

Was das von der Bank zu besoldende Personale betrifft, so nenne ich billig zuerst den

Cassirer, welcher, für den täglichen Gehalt von zwey Carolinen, für die Casse verantwortlich ist, mit der er, morgens bloß in Gesellschaft eines bey ihm im Wagen sitzenden Schweizers, nach dem Spielhause, nachts aber, in Begleitung zweier nebenher reitenden Gensd'armes, wieder nach seiner Wohnung fährt; während dieselbe in Thätigkeit ist, pflegt er, abwechselnd mit dem Pachter, in den Zimmern von einem Tische zum andern zu gehen, und den Gang des Spiels zu beobachten; ein Geschäft, welches für denjenigen, dem der Himmel keine Rhinocerosshaut verliehen hat, ungefähr eben so viel sagen will, als an den Höllenheerd treten, und den Martern der Verdammten zusehen.

Außerdem befinden sich in jedem Zimmer zwey sitzende Inspectoren, die zugleich Schiedsrichter der etwa entstehenden Streitigkeiten sind; ferner, ein Inspector der Hauptregie, der dafür sorgt, daß die Gesetze und Anordnungen derselben aufrecht erhalten werden; nicht minder zwey bis vier Spione der Polizey, deren Inspector und Unter-Inspector sich wenigstens im Hause befindet, um sowohl über sie, als über alle andere vorhingenannte Inspectoren, die Inspectorschaft zu führen; woraus denn hinlänglich einleuchtet, in welcher saubern Gesellschaft man sich an der grünen Tafel befindet. Auch diese Polizeypersonen bekommen von der Bank ihren gewissen Jahrgehalt, der sich

von 100 Carolinen bis auf 4000 Livres beläuft.

An der Tafel selbst sind, durch Abschlagen der Karten, Umdrehen der Roulette, und durch Einstreichen und Auszahlen der Gelder, 12 Croupiers in Arbeit, wovon die eine Hälfte, von drey zu drey Stunden, mit der andern abwechselt (so daß sich folglich immer 6 gegenwärtig und in Thätigkeit befinden,) und deren jeder täglich 12 bis 24 Livres erhält. Derjenige, welcher seine 3 Freystunden dazu anwendet, um bey einer andern Bank zu sitzen, bringt seinen Gehalt zuweilen aufs doppelte. Zu den Unterbedienten, die, verhältnißmäßig, täglich drey bis sechs Livres bekommen, gehören:

6 Thürhüther, die gegen eine kupferne numerirte Platte die Hüthe den Ankommenden abnehmen, und sie, gegen Ablieferung der Nummer, den Abgehenden wieder ausliefern; eine Anstalt, die, wie man leicht einsieht, eben nicht bloß zur Aufrechthaltung der Höflichkeit erfunden ist, denn im Louvre, auf den Bibliotheken, und wo es sonst nur etwas zu sehen giebt, wird Niemanden der Hut abgefordert.

2 Schweizer, vierschrötige, baumlange Kerle, die in den Spielzimmern auf- und abgehen, um den Zänkern und Ruhestörern, durch das Recht des Stärkern zu beweisen, daß sie Unrecht haben, und sie, wenn zum Unglück obendrein ihr Geld auf der Neige ist, mit guter Manier zur Thür hinaus zu praktiziren.

2 Licht- und Lampenputzer, welche, da die auf der Tafel im Umlauf befindlichen Geldsorten nicht immer so gar leicht zu erkennen sind, ihre liebe Noth haben.

6 bis 8 garçons, welche diejenigen, die Pein in dieser Flamme leiden, unentgeldlich mit Zuckerwasser und Bier regaliren.

Außer diesen allen sind, (welches ich beynahe vergessen hätte) hier noch gewisse Personen gegenwärtig, welche eigentlich nicht gegenwärtig sind, und die man in der Kunstsprache embaucheurs nennt, verschlagene Gauner, welche von der Bank bezahlt werden, um in den Kaffeehäusern, Restaurationen und an andern öffentlichen Örtern, besonders Fremde und andre unerfahrne Leute zum Spiele zu beschwaz-

zen, und sie zur Spiel= oder, wenn man lieber will, zur Schlachtbank, zu liefern. Es ist unglaublich, wie sinnreich diese embaucheurs oder accrocheurs oft in Anlegung ihrer Plane sind; wie sie sich das Ansehen der größten Unbefangenheit zu geben wissen, wie Alles, was sie sagen und thun, nur hingeworfen und nur ein Werk des Zufalls zu seyn scheint.

Ich setze mich, bey einem Spatziergange, um ein wenig auszuruhen, auf einen Strohstuhl, dergleichen einem, auf jeder öffentlichen Promenade für zwey Sols zu Dienste steht. Kaum habe ich Platz genommen, so läßt sich, in einer kleinen Entfernung von mir, ein sehr sauber gekleideter Mann mit einer einnehmenden Miene nieder. Er bemerkt, daß ich vom

Gehen warm geworden bin. Sogleich zieht er sein Schnupftuch aus der Tasche, trocknet sich die Stirne, und sagt, mich ansehend: „Ach, was ist das heute für eine Hitze!“ Die Höflichkeit erfordert, daß ich wenigstens etwas darauf antworte. Ich beschränke mich auf ein unbedeutendes *Ja freylich!* Aber das ist genug, um *mit einem* Franzosen ein Gespräch anzuknüpfen. Er rückt näher, und so einsylbig ich auch seyn mag, so weiß er es doch so zu lenken, daß er über meinen Stand, mein Vaterland, meine Beschäftigung, oder wenigstens über den Weg, welchen ich gegenwärtig zu nehmen denke, unvermerkt einige Auskunft erhält.

Kaum glaubt er in dieser Rücksicht nicht

ganz mehr im Finstern zu tappen, so ist auch sein Plan gemacht. Es trifft sich zufälliger Weise, daß er mit mir einerley Weg zu nehmen und folglich die Ehre hat, mich eine Strecke weit zu begleiten. Ich lasse mir's gefallen; er ist darüber enchantirt. Wir kommen durch eine Straße, wo er einen nahmhaften Gelehrten kennt, der eine zahlreiche Bibliothek, eine ansehnliche Instrumenten-, Gemählde-, Naturaliensammlung oder dergleichen besitzt. Ich bitte mir einige nähere Auskunft darüber aus. Er freuet sich herzlich, mir darin dienen zu können, redet über Alles, von der Zeder auf Libanon bis zum Isopp, der an der Wand wächst, und setzt endlich hinzu, da der Inhaber dieser Seltenheiten sein vertrauter Freünd sey, so

könne er sich und ihm das Vergnügen unmöglich versagen, mich mit demselben bekannt zu machen, zumal da er nur deux pas d'ici wohne. Ich nehme sein Anerbieten an, und wir gehen in ein benachbartes prächtiges Haus, wo er im zweyten Geschosse an einer Thür klingelt. Es erscheint ein garçon, dem er unser Verlangen vorträgt. Aber der in Frage befindliche Herr ist ausgegangen. Mein Begleiter ist darüber au desespoir. Glücklicher Weise fällt ihm ein, daß sich in eben diesem Hause ein Billardsaal oder ein Spielzimmer befindet, wo wir so lange hineintreten können, bis unser Gelehrter heimkehrt, der, wie man uns versichert, ne manquera pas de revenir à l'instant.

Wir setzen uns; er geht von 10 zu 10 Mi-

nuten hinaus, um sich nach seinem Freunde zu erkundigen, und kommt jedes Mal mit der Nachricht wieder, daß man ihn alle Augenblicke erwarte. Endlich fängt er an zu gähnen; mich nöthigt das Gesetz der Sympathie ein Gleiches zu thun. „Eh bien!“ (sagt er, nachdem dies Duett eine zeitlang gewährt hat,) „wie wär's, wenn wir zum Zeitvertreibe unterdessen eine Parthie Billard, oder am Pharaotische eine Taille mitmachten.“ Ich suche alle nur ersinnliche Entschuldigungen hervor; aber er weiß ihnen so geschickt zu begegnen, daß mir (wenn ich nicht Knall und Fall aufstehen, und ihn allein sitzen lassen will) nichts anders übrig bleibt, als den Billardstock oder die Karte zur Hand zu nehmen, und, der Naturge-

schichte zu Ehren, einige Carolinen zu verlieren.

Ein Spieler von Profession ist, wenigstens in meinen Augen, eine verächtliche Creatur; aber eine Spielerin ist es noch zehn Mal mehr, ist um keinen Heller besser als eine Säuferin. Dessen ungeachtet sieht man das, von der Natur nur zu sanften Empfindungen geschaffene Geschlecht, in Paris oft genug an der grünen Tafel pointiren, und den Männern zum Trotze Habe und Gut ihrer Spielwuth aufopfern; ein Anblick, den ich mich, außerhalb Frankreich, nicht erinnere jemals gehabt zu haben.

Wie ungeheure Summen übrigens jährlich in diesem Lande, und besonders in der Hauptstadt, verloren werden, davon kann man sich

leicht einen Begriff machen, wenn man erwägt, welch eine Anzahl von Menschen, den obigen Angaben zufolge, beständig von der Bank besoldet wird, die noch überdieß monatlich 300000 Livres Pacht erlegen muß. Bedenkt man ferner, daß dieß, verhältnißmäßig, in allen 104 Departementern der Fall ist; so ergiebt sich von selbst, wie beträchtlich auf der einen Seite der Verlust der Pointeurs, und auf der andern die Einnahme der Regierung seyn muß. Auch giebt es unter jenen jährlich mehrere, welche die Zügellosigkeit ihrer Spielwuth und den gänzlichen Verlust ihres Vermögens mit dem Selbstmorde krönen, der nicht selten in oder vor dem Spielzimmer begangen wird, der aber deswegen weder auf die Pächter noch auf die

Pointirer einen sonderlichen Eindruck macht. Zufrieden, das Geld im Sacke zu haben, schafft man den Leichnam hinaus, und bekümmert sich weder um ihn, noch um seine durch ihn ruinirte unglückliche Familie. Das Mitleiden ist eine Empfindung, welche den ehernen Herzen dieser Menschen ewig fremd bleibt; ihr Ohr ist, den Klang des Goldes ausgenommen, für Alles taub, und wo dieß Metall fehlt, da hat auch ihr Erbarmen ein Ende.

Wenn übrigens nicht die Hazardspieler, eben so gut als die Lotteriespieler, mit totaler Blindheit geschlagen wären, so würden schon die ungeheuern Summen, welche die Regierung, die Pächter und Bankhalter jährlich von ihrer Schwachheit ziehen, sie von ihrem Wahnsinne

heilen, und ihnen sagen, wie überwiegend die Vortheile der Direction und Banken seyn müssen. Die Lotterie trägt, nach Abzug aller Unkosten, jährlich 13 bis 15 Millionen reinen Überschuß ein; dessen ungeachtet ist, am letzten Abende vor der Ziehung, das Gedränge in und vor den Comtoiren (welche nie unterlassen, das Publikum einige Stunden vorher durch ein ausgehängtes Bret mit dem Schlusse der Liste zu bedrohen) unerträglich.

Die Hazardspiele werfen wenigstens doppelt so viel ab; dennoch steigt die Nummer der Hüthe, welche in den Vorzimmern abgegeben werden, oft in die hunderte, und man sieht an der Roulette Hausväter, die den sauer erworbenen Unterhalt ihrer Familie, Künstler, die

ihren kümmerlichen Gehalt, und Handwerker, die ihren Wochenlohn mit zitternder Hand zum Opfer darbringen. Die Bank scheint eine Zauberschlange zu seyn, die, mit ihrem Gifthauche, Alles rings umher betäubt, und die Alles sich, unter convulsivischen Bewegungen, in ihren Rachen zu stürzen nöthigt. Noch vor wenig Abenden sah ich unter den Zuschauern einen bejahrten Mann, dem Anscheine nach einen Tischler, dessen graues Haar und gesetztes Wesen Achtung erregten. Zufälliger Weise verlor die Bank eine ganze Stunde lang fast unaufhörlich. Er bemerkte es mit einem Lächeln, worin die Schadenfreude nicht zu verkennen war. Die Croupiers zahlten zur Rechten und zur Linken; er gerieth in sichtbare Verlegenheit.

Bayerische Staatsbibliothek

Die Bank verlor ein ansehnliches Martingale, und nun stieg seine Unruhe aufs höchste. Er öffnete ein Päckchen Laubthaler — vermuthlich den Ertrag eines so eben abgelieferten Stücks Arbeit — das er schon lange zwischen den Fingern geknetet hatte, nahm einige heraus, und fing an zu pointiren. Anfangs gewann auch er; aber in kurzem wandte sich das Glück, der Goldstrom ward rückläufig, und führte Alles, auch das ganze Päckchen meines Tischlers, mit in die Bank. Blaß und zitternd trat dieser zurück, in seinem Auge blinkte eine Thräne, die er lieber am Fenster dem aufgehenden Monde, als seinen Räubern zeigen wollte. — —

„Aber wie wird diese große Staats-Spieleinnahme verwandt?“

O, eben so edel, als sie gewonnen wird. Der prefect de police besoldet davon, (versteht sich, nachdem er einen großen Theil für sich behalten hat) die Polizeybedienten und Polizey-Spione, deren Anzahl sich auf zwanzig bis zwey und zwanzig Tausende beläuft, und ihre Wittwen. Die Verläumder der Madame Bonaparte *behaupten*, daß auch in ihre Kasse ansehnliche Summen davon eingehen, die sie, wenn nicht selbst beziehe, doch wenigstens durch bons an ihre Günstlinge und Schützlinge überlasse. Wie dem auch seyn mag, so heißt es hier auf jeden Fall:

Wie gewonnen, so zerronnen.

Bayerische Staatsbibliothek München

6.

Diebe. Polizey.

Die Diebe und die Polizey kommen in Paris so oft und auf so mancherley Weise in Collision, daß sie es unmöglich übel nehmen können, sich auch auf diesem Blatte beysammen zu finden. Wie verschieden ihre Organisation, ihr Zweck und ihr Wirkungskreis auch zu seyn scheinen; und ob sie gleich beyde nicht nur mit der bürgerlichen Gesellschaft — die Diebe mit den Reichen, die Polizey mit den Armen — sondern auch, wenigstens öffentlich, mit einander im ewigen Kriege leben, so laufen doch ihre Wege sehr oft wieder zusammen; und wenn man nur irgend behaupten kann, daß ein Stand in der

Bayerische Staatsbibliothek München

Welt um des andern willen da sey, so gilt es gewiß in Paris von diesen beyden.

Was zuerst die voleurs (Haus-, Straßen-, Taschendiebe) betrifft, so denkt man sich in Deutschland unter dem Worte Dieb gewöhnlich einen Menschen in zerlumpten Kleidern und zerrissenen Schuhen, den die Noth, die Furcht vor dem Hungertode, zwingt, sich an dem Eigenthume Andrer zu vergreifen; und von dieser Art sind denn auch, dem Himmel sey Dank, wohl unstreitig die meisten Räuber jenseits des Rheins. Ganz anders aber verhält sich's in Paris; hier ist das Stehlen ein Handwerk freyer Wahl, eine Liebhaberey, eine schöne Kunst, deren Mitglieder ihre Zunft, ihre Verfassung, ihre Gesetze haben, und die, weit entfernt, durch

ihr Äußeres Mitleiden zu erregen und ein Warnungsschild auszuhängen, im neuesten Geschmack gekleidet, auf schönen Pferden und in glänzenden Cabrioletten einherstolziren. Ihr Glanz berechtigt sie, in allen Versammlungen zu erscheinen, wo es für ihren Beruf etwas zu thun giebt. Die Spatziergänge, Gärten, Schauspielhäuser, kurz, alle Örter, wo viel beau monde und viel Gedränge ist, sind ihr liebster Wirkungskreis, und wo sie dergleichen nicht finden, da pflegen sie, durch einen erregten Auflauf, durch ein Gezänk, u. s. w. sich selbst einen zu schaffen. Uhren, Tobacksdosen, Geldbeutel, Brieftaschen, Halsbänder und Armketten sind die gewöhnlichsten Gegenstände ihrer Industrie. Zuweilen begnügen sie sich mit der Uhrkette,

die sie, auch wenn sie von Metall ist, mit einer Scheere sehr geschickt abzuschneiden wissen. Auf Schnupftücher beschränkt sich nur der unzünftige Pöbel unter ihnen.

Ungeachtet der vielen Academies de jeux, welche Paris in seinen Ringmauern hegt, findet man daselbst doch keine Academies de voleurs, welches *unstreitig* bloß daher rührt, weil sie bis jetzt noch nicht öffentlich privilegirt worden sind; denn daß es dergleichen, daß es Schulen giebt, in denen man junge Leute im Stehlen unterrichtet, und sie diese Kunst an Phantomen, die mitten im Saale an einem Bindfaden aufgehängt sind, üben lehrt, soll außer allem Zweifel seyn. Die Aufgabe besteht alsdenn darin, dies Phantom zu plündern, ohne daß der Bind-

faden sich bewegt. Vielleicht sind indessen die Academies de voleurs sub titulo dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten, das ja wohl nicht ermangeln wird, auch diesen Zweig der Industrie zum Beßten des Staats zu benutzen. Vielleicht werden auch die Französischen Diebe alsdenn eben so großmüthig, als die Englischen, die ihr gestohlnes Gut dem Eigenthümer bisweilen für einen billigen Preis wieder zu überlassen pflegen; eine Bravheit, wofür die kleinen Mitglieder der großen Nation bis jetzt noch keinen Sinn haben.

So ward z. B. im verwichnen Winter einem Schiffscapitän um Mitternacht in der rue Grammont seine Uhr entrissen. Er erwischte

den Dieb beym Arme, balgte sich mit ihm herum, und würde ihm ohne Zweifel den Raub wieder abgenommen haben, wenn nicht ein anderer Spitzbube — denn gewöhnlich sind ihrer mehrere in der Nähe, um, im Fall der Noth, einander beyzuspringen — sich eiligst herzu gemacht und seinen Consorten befreyet hätte. Der *Capitän* bot alsdenn dem Räuber durch die öffentlichen Blätter 1500 Livres — den ungefähren Werth des Raubes, welcher in einer See-Uhr bestand — und, bey Verlust seiner Ehre, völlige Amnestie, wenn er das ihm durchaus unentbehrliche Kunstwerk an einem bestimmten *Orte* wieder abliefern wolle: aber vergebens; der Schurke war zu feig, um sich in Unterhandlungen einzulassen, und überließ

die Uhr vielleicht für den dritten Theil des Preises an einen der unzähligen Hehler, welche hier stets bereit sind, dergleichen zu verschachern, und die gewöhnlich von dem Diebstahle den besten Gewinn ziehen.

Wie listig und gewandt übrigens die Pariser Diebe sind, davon will ich nur einige Beyspiele zur Probe anführen. Einst blieb ich, wenig Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt, an einer Gassen-Ecke stehn, um die dort angeklebten Comödienzettel (deren, nach der Anzahl der Schauspielhäuser, gewöhnlich anderthalb Dutzend sind) zu übersehen. Nach einigen Augenblicken bemerkte ich hinter mir einen langen Kerl mit einer Galgenphysiognomie, wie man dergleichen fast immer neben

sich erblickt, sobald man nur irgendwo verweilt, um etwas aufmerksam zu betrachten. Ich hatte indessen um so weniger Acht auf ihn, der, wie ich, zu lesen schien, da meine Taschen gehörig verwahrt waren, und ich, zur völligen Sicherheit, das an der Uhrkette hangende Petschaft in der Hand hielt. In der Hoffnung, etwas *für meinen* Geschmack zu finden, studirte ich Thaliens Küchenzettel sorgfältig durch, wählte endlich, und war im Begriff, mich wieder auf den Weg zu machen, als ich bemerkte, daß das Petschaft in meiner Hand frey war. Erschrokken sah ich nach der Uhrkette, sie war, zugleich *mit* meinem langen Nachbar, verschwunden, der ohne Zweifel die Uhr zu gut verwahrt gefunden, und sich daher begnügt hatte, die ein-

strängige Kette zwey Mal (unter der Uhr und über dem Petschafte) zu durchschneiden und zu sich zu stecken. —

„Nun, das gesteh' ich! Man muß doch wahrlich sehr im Lesen vertieft seyn, um so etwas nicht zu merken!"

So sagte ich mit dir, geliebter Leser! und schalt nicht wenig über meine Zerstreuung und Gedankenlosigkeit, bis folgende Anekdoten mich wieder mit mir selbst aussöhnten.

Ein Französischer Offizier von gesetzten Jahren wollte, von Paris aus, zu seinem Regimente in der Normandie zurückkehren, und da er ein eben so gefälliger als rechtschaffner Mann war, so hatten ihm einige seiner Freunde aus der Provinz aufgetragen, in der Hauptstadt Gelder

für sie einzukassiren. Am letzten Abende vor seiner Abreise ging er in die Oper, die, da man gerade eine erste Vorstellung gab, gedrängt voll war. Mit den Gefahren der öffentlichen Versammlungs-Örter bekannt, hatte er seine Brieftasche sorgfältig in den unter dem Arme im Unterfutter seines Rocks befindlichen Schubsack gesteckt, und die Uniform zugeknöpft. Ruhig überließ er sich dem Genusse, welchen der Zauber der ersten Bühne in der Welt ihm gewährte. Aber man denke sich, wie sehr seine Freude vergällt ward, als er zu Hause kam und seine Brieftasche nebst allen darin befindlichen Bankzetteln vermißte. Man hatte ihm nämlich von außen unter dem Arme ein großes Stück Tuch aus dem Rocke geschnitten, und

durch diese Öffnung seine Baarschaften geraubt.

Ein fremder Kaufmann, welcher Juwelen von großem Werthe bey sich führte, in einem sichern Hause, in festverwahrten Zimmern wohnte, und von den ehrlichsten Leuten von der Welt bedient ward, sah sich an einem Morgen beym Erwachen aller seiner Juwelen, die er Abends zuvor beym Schlafengehen noch sämmtlich im Besitz gehabt hatte, beraubt. Kaum war er vom ersten Schrecken einigermaßen wieder zu sich selbst gekommen, so untersuchte er aufs sorgfältigste Thüren, Fenster, Schlösser und Riegel. Aber Alles war genau, wie er es Abends verlassen, nirgends eine Spur vorhanden, daß außer ihm ein

menschlicher Fußtritt innerhalb seiner vier Wände gewandelt hatte. Vor Erstaunen und Verzweiflung außer sich, ging er zum Grafen Sartine, der damals Polizeyminister war, und klagte ihm sein Unglück. Der Graf hörte ihn aufmerksam an, konnte aber aus allen seinen Angaben nicht das Mindeste folgern, und blieb daher eben so verwundrungsvoll als der Bestohlne. Endlich bat er diesen, ihm aufs genaueste, ihm haarklein die Geschichte seiner letzten zwölf Stunden zu erzählen.

„Ich kam (sagte der Kaufmann) Abends gegen eilf Uhr, von einem kleinen Mädchen, der Tochter meines Freundes N*, das mir einige Waaren trug, begleitet, nach Hause, legte meine Sachen ab, leuchtete dem zurückgehenden

Mädchen bis an die Treppe, verschloß dann mein Zimmer und ging zu Bette, nachdem ich Alles durchsucht und meine Juwelen unangetastet gefunden hatte. Anfangs konnte ich nicht einschlafen, weil mich eine in der Stube miauende Katze beunruhigte. Nachdem ich aber dieselbe hinausgejagt hatte, fiel ich sehr bald . . . . . "

„Genug! (rief der Polizeyminister) Mehr bedarf ich nicht. Kommen Sie morgen früh um diese Zeit wieder zu mir, und ich gebe Ihnen Ihre Juwelen wieder."

Der Kaufmann wußte nicht, was er dazu sagen sollte, und ging zwischen Furcht und Hoffnung nach Hause. Sogleich ließ der Graf eine Anzahl mouchards (Polizeyspione) kom-

men. „Hört! (sagte er) ich brauche, und zwar noch heute im Tage, einen Menschen, der vollkommen wie eine Katze zu miauen weiß. Geht und schafft mir einen solchen."

Man brachte ihm deren zwey, einen Soldaten und einen Holzhauer, die sich, in des Grafen Gegenwart, als Meister in ihrer Kunst bewiesen. Aber nun fing er an, sie aufs strengste zu examiniren, wo und womit sie sich am verwichenen Tage beschäftigt, wie sie die Nacht zugebracht hätten u. s. w. Die Aussagen des Soldaten gaben zu keinem Verdachte Anlaß. Allein sein Kunstgenosse hatte in dem Hause, worin der Kaufmann wohnte, Holz gespalten. Hierauf begann der Polizeyminister ernstlich zu drohen, und erpreßte dadurch das Geständniß,

er, der Holzhauer, habe sich in des Kaufmanns Zimmer geschlichen, während dieser dem kleinen Mädchen leuchtete, habe sich in einen Wandschrank versteckt, habe, als der Kaufmann sich niedergelegt, die Juwelen geraubt, und darauf den Eigenthümer derselben durch wiederholtes Miauen so lange belästigt, bis dieser voll Verdruß sich erhoben, und die vermeyntliche Katze hinausgejagt habe. — Das Resultat der Untersuchung war, daß der Dieb scharf bestraft ward, und daß der entzückte Kaufmann seine Juwelen wieder erhielt.

Dieser Zug erinnert mich an einen andern, welcher nicht minder beweiset, daß die Pariser Polizey nicht selten sehr geschickt die Gauner zu überlisten weiß, und daß Sartine, dessen man

sich noch jetzt mit Achtung für seine Talente erinnert, zum Polizeyminister geboren war. Ein Bürger hatte einem Edelmanne, aus einer der angesehensten Familien in Frankreich, eine Summe Geldes geliehen, und darüber eine Obligation erhalten, er war aber so treuherzig gewesen, sich diese von dem listigen Baron wieder abschwatzen zu lassen, worauf denn dieser die Schuld ableugnete. Der Bürger klagte, allein sein Gegner betheuerte, bey allen seinen Ahnen, und dem Glanze seiner in königlichen Diensten stehenden Verwandten, er habe nie einen Sous von dem coquin empfangen. Vergebens erzählte dieser dem Polizeyminister die kleinsten Umstände, worunter das Geld ausgezahlt sey. Umstände sind keine Personen, und

wo keine Personen sind, da sind keine Zeugen. Vergebens versicherte er, die in Frage befindliche Obligation dem Herrn Baron in Gegenwart seiner Frau Gemahlin eingehändigt zu haben. Die gnädige Frau schwur, wie ihr würdiger Gatte, sie kenne des Menschen nicht. Von dem Bürger mit thränenden Augen angefleht, und von dem Edelmanne mit Autoritäten bestürmt, wußte Sartine nicht, wie er den Handel schlichten sollte. Er beschied also die beyden Männer, als die Hauptpersonen, auf den folgenden Tag wieder zu sich. Indessen blieben beyde pünktlich bey ihren Aussagen, und er erhielt in dieser Sache nicht mehr Licht als zuvor.

„Eh bien! (sagte er endlich, nachdem er Alles nochmahls angehört hatte) Ich kenne Sie

mein Herr! (er wandte sich zu dem Bürger) als einen ehrlichen Mann, und ein ehrlicher Mann fordert nicht ohne Grund. Aber auf der andern Seite, Herr Baron, kenne ich Ihre Familie, und es ist nicht glaublich, daß Sie derselben Schande machen werden. Ich muß Sie also, bis Ihr Gegner seine Forderung gehörig bewiesen haben wird, von der Anklage lossprechen. Indessen haben Sie die Güte zu schreiben, was ich Ihnen jetzt dictiren werde.“

Der Edelmann nahm Feder, Tinte und Papier, Sartine aber dictirte ihm Folgendes:

Madame! Alles ist entdeckt, und ich bin beym Polizeyminister in Verhaft. Vielleicht ist noch Rettung möglich. Aber schicken Sie mir sogleich die bewußten Papiere. —

„Und nun (sagte Sartine weiter), Herr Baron, Ihren Namen, und die Aufschrift an Ihre Frau Gemahlin.“

„Wie? Was, mein Herr! (rief der Edelmann, wüthend aufspringend) was muthen Sie mir zu! Meine Frau.....“

Sartine (gelassen) .... „kann nichts zu schicken haben. Ich weiß es. Desto besser für Sie, und desto schlimmer für den Kläger.“

Edelmann. „Nein, nimmer, nimmermehr werde ich mich dazu verstehen; nimmermehr....“

Sartine.... „Nun, so werden Sie condemnirt, und bleiben hier!

Der Edelmann bat, flehte, drohte, fluchte: Aber Sartine blieb gegen dies Alles gleich taub,

und ließ nicht eher nach, als bis das Billet abgeschickt wurde, worauf die gnädige Frau, statt der Antwort, unverzüglich die abgeleugnete Obligation überschickte, und dadurch die erste Periode des Briefes in Erfüllung brachte. —

Indessen erfuhr doch einst auch der schlaue *Sartine*, daß man, in Betreff des Gesindels, welches der strafenden Gerechtigkeit in die Hände fällt, kaum vorsichtig genug seyn kann. Ein Gauner war, verschiedener Schelmereyen wegen, bereits mehrere Male eingezogen, aber, gegen Gelöbniß der Besserung, und unter den ernstlichsten Ermahnungen, immer mit einer leichten Strafe entlassen worden. Endlich ward er von neuem ertappt, verhaftet, und vor den Polizeyminister geführt, der ihn zur Galeeren-

strafe verurtheilte. Der Inquisit wandte alles Mögliche an, um seinen Richter nochmahls zum Mitleiden zu bewegen. Er suchte durch Anführung vieler Neben-Umstände die Strafbarkeit seines Verbrechens zu mildern, bezeigte sich reuiger als jemahls, und schwur aufs theuerste, sich zu bessern, wenn man ihm dieß Mal, nur dieß einzige Mal noch verzeihen wolle. Umsonst, der Minister blieb unbeweglich. Indessen ließ jener nicht nach, sondern wußte seine drückende Lage, und besonders das Unglück seiner Frau und Kinder, welche, ihres Versorgers beraubt, an den Rand des Verderbens gerathen würden, mit so lebhaften Farben zu schildern, daß Sartine endlich dennoch gerührt schien.

Sobald der Gauner dieß bemerkte, fiel er auf seine Knie, küßte des Richters Füße, und flehete, unter Vergießung vieler Thränen: „O, Herr Polizeyminister! Sie sind ja immer die Gnade und das Erbarmen selbst. Erbarmen Sie sich auch meiner, und verzeihen Sie, um meiner verwaiseten, dem Hungertode nahen Kinder willen, verzeihen Sie noch dieß Mal! Meine Dankbarkeit wird, wie Ihre Güte, ohne Gränzen seyn.“

„Nun es sey! (versetzte Sartine) Aber wirst du nicht von neuem vergessen, was du jetzt angelobst?“

„O gewiß nimmer, nimmer! (erwiederte der Dieb, zufrieden aufstehend) Und damit

Sie sehen, wie ernstlich ich's meyne — — hier, Herr Minister, nehmen Sie!"

Er überreichte Sartinen die mit Diamanten besetzten Schuhschnallen, welche er ihm während des Fußkusses unvermerkt ausgemacht hatte. — —

Wenn es auf der einen Seite außer Zweifel ist, daß die Wachsamkeit der Pariser Polizey unzählige Schelmereyen verhütet, so bleibt es indessen auf der andern nicht minder gewiß, daß dieselben durch verschiedene Mängel und Mißbräuche der Justiz- und Polizeyverfassung begünstigt werden. Vielleicht rede ich darüber zu einer andern Zeit ausführlicher. Hier nur ein paar flüchtige Bemerkungen.

Ich habe schon vorhin erwähnt, daß die Polizey, allein in der Hauptstadt, über zwanzig tausend Spione besoldet, daher denn nicht leicht irgend Jemand einen Schritt thun kann, ohne beobachtet und behorcht zu werden. Unter allen Volksklassen, an allen Orten, bey allen Vorfällen, hat die Polizey ihre Auflaurer, welche von dem was sie bemerken, oder vielmehr bemerkt zu haben vorgeben, täglich bey den verschiedenen Büreau's Bericht abstatten, wo es dann zu Buche gebracht wird. Wenn man nun bedenkt, daß sie beständig mit 40000 Ohren hört, so darf man sich nicht wundern, wenn sie einen gewissen Grad von Allwissenheit besitzt, ja nicht selten mehr weiß, als derjenige, welcher, Herzen und Nieren prüfend, die Wahr-

heit beym ersten Blicke durchschaut. Ich will hier nicht untersuchen, ob überhaupt ein ehrliebender Mann sich dazu gebrauchen lassen sollte, seine Mitbürger zu belauschen, und ihnen Fallstricke zu legen, sondern nur erinnern, daß es unter den Unterbedienten der Polizey die verworfensten Menschen giebt, die, bey einer nicht allzureichlichen Besoldung, je nachdem sie es ihrem Vortheile gemäß finden, bald dem Richter, bald dem Verbrecher dienen; bald auf die Seite des Gesetzes, bald zur Parthey des Lasters treten; bald den Dieb verrathen, bald ihm durchhelfen, bald mit ihm gemeinschaftlich stehlen; die heute das siebente Gebot öffentlich geltend zu machen suchen, und es morgen insgeheim mit Füßen treten. Unter diesen Um-

ständen kann man leicht selbst erachten, ob die Polizey immer die Schärfe des Schwerts gebraucht, wenn sie dasselbe gegen ihre Jünger, gegen Verbrecher ziehen sollte, die zwar nicht für ihre Schandthaten, aber doch gewißermaßen mit denselben besoldet werden.

Der gewöhnlichste Lohn der Gauner aller Art ist das Prangerstehen oder vielmehr das Prangersitzen, und die Galeerenstrafe. Aber bey beyden äußert sich der Französische Leichtsinn so sichtbar, und fallen so viele Menschlichkeiten dabey vor, daß sie eben nicht sehr geeignet sind, das Laster zu schrecken. Das Prangersitzen geschieht auf dem Greveplatze, auf einem 6 bis 8 Fuß hohen Gerüste, welches auf

eben der Stelle errichtet wird, wo, bey Hinrichtungen, die Guillotine zu stehen pflegt. Ungeachtet nun dieser Ort keineswezes bestimmt ist, Lachen zu erregen; ungeachtet die Verbrecher — denn gewöhnlich sitzen mehrere zugleich, auf jeder Seite des viereckten Gerüstes drey — durch die über ihrem Kopfe befindliche Inschrift, welche ihre Thaten und deren Strafe bekannt macht, auf ewig mit Schande gebrandmarkt werden; so sind sie doch fast immer sehr gesprächig und bey guter Laune. Sie spaßen untereinander und über die Zuschauer; ja ich sah neulich sogar, daß die beym Gerüste haltende Wache zu Pferde sich nicht nur mit einem der Missethäter sehr freundschaftlich unterhielt, sondern ihm auch eine Prise Taback bot, wel-

ches in Deutschland wohl nicht leicht ein Soldat thun dürfte und thun würde.

Was die Galeerenstrafe betrifft, so könnte freylich schon allein der Gedanke daran manchen Bösewicht schrecken. Aber die Unachtsamkeit und die Bestechlichkeit der die Verbrecher begleitenden Aufseher ist so groß, daß bey weiten die geringste Zahl von diesen den Ort ihrer Bestimmung erreicht. Die meisten entwischen unterweges, fangen ihre vorige Lebensart wieder an, werden von neuem eingefangen, von neuem zur Galeerenstrafe verurtheilt, und nach irgend einem Hafen abgeführt, den sie niemahls zu sehen bekommen. Dieß geht so weit, daß Manche derselben diesen Cursus drey bis vier Mal machen, daß neulich, wie ein

glaubwürdiger Mann mich versichert, von 60 Deportirten nur 3 (vermuthlich die einfältigsten und ärmsten) in dem nächsten Hafen anlangten, ja, daß sogar einer von Jenen, als man ihm sein Urtheil vorlas, frech genug war, zu den Richtern zu sagen: „Nun, so leben Sie wohl, meine Herren Collegen! Wir sehen uns, so Gott will, bald wieder.“ — —

Daß indessen bey dem Allen die Polizey dennoch überaus viel Unheil verhütet, und hier, wo das Laster sich in tausend gefällige Formen schmiegt*), nicht selten als ein deus

*) Einer meiner Bekannten wollte seine Wohnung mit einer andern vertauschen, daher denn der Hauswirth die nächstens zu räu-

ex machina, zur Rettung der Unglücklichen, hervortritt, davon will ich nur ein paar, im verwichenen Winter vorgefallene Beyspiele erzählen.

---

menden Zimmer in den öffentlichen Blättern als vermiethbar angezeigt hatte. An einem Morgen kam ein stattlich gekleideter, überaus artiger Herr, um das Gemach zu besehen. Mein Freund führte ihn umher, und ward von seinem einnehmenden Betragen bezaubert. Aber kaum war der Fremdling zum Hause hinaus, so vermißte man eine goldne Uhr, die unter dem Spiegel gehangen hatte, und die nachher eben so wenig als er wieder zum Vorschein gekommen ist.

Ein Nordischer Edelmann verließ um Mitternacht einen öffentlichen Versammlungsort, warf sich in einen Fiaker und befahl dem Kutscher, nach seiner Wohnung zu fahren, die er genau bezeichnete. Ungeachtet nun dieser bey der strengen Winterkälte sich nicht wenig förderte, so dauerte doch die Fahrt ungewöhnlich lange, und der Fremdling, besorgt, sein Führer möchte ihn nicht recht verstanden haben, war eben im Begriffe, ihn deswegen zu fragen, als plötzlich der Wagen angehalten, und der Kutscher, unter vielem Widerspruche und Sträuben, vom Bocke gerissen ward.

Eben so aufgebracht als bestürzt riß der Edelmann den Schlag auf, und fragte nach der Ursache dieses gewaltsamen Verfahrens.

Aber wie erstaunte er, als man ihm antwortete: „Mein Herr, wir sind Polizeybediente, und kommen, Sie aus den Händen eines Bösewichts zu retten. Der Kerl, welchem Sie sich anvertrauet hatten, fährt des Nachts mit einer falschen Nummer. Wir wußten es lange, konnten seiner aber immer nicht habhaft werden. Endlich haben wir ihn erwischt, und er soll seiner Strafe nicht entrinnen. Übrigens haben Sie die Güte, uns Ihre Wohnung zu sagen.“

Er that es, worauf denn einer von den Polizeydienern sich auf den Bock schwang, und ihn nach Hause führte. Die übrigen schleppten den Kutscher fort, welcher nachher auf die Galeeren gekommeu ist. Um das Verbrechen desselben gehörig würdigen zu können, muß man

wissen, daß alle Fiaker in Paris am Schlage numerirt sind. Der Führer des gegenwärtigen hatte seine Nummer ohne Zweifel aus keinem andern Grunde verändert, als um seinen Mann unter dem Schleyer der Nacht unentdeckt in irgend einem Schlupfwinkel der Bosheit abzuliefern. —

Eine alte Betschwester pflegte alle Tage regelmäßig in die Frühmesse zu gehen, um ihre Andacht zu verrichten. Einst, als sie ihr Herz recht vor der Mutter Gottes ausgeschüttet hatte, fand sie in ihrem Gebetbuche ein Billet des Inhalts, die heilige Jungfrau, von ihrem Glauben und von ihrer Frömmigkeit erbauet, habe beschlossen, die Empfängerin dieses ihrer besondern Gnade zu würdigen. Das Übrige habe

diese von dem heiligen Petrus zu vernehmen, der, als zu dieser Sache ernannter Commissar, nicht ermangeln werde, ihr noch an demselben Abende in eigner Person einen Besuch abzustatten.

Über diese Nachricht, und über die Dinge, die noch kommen sollten, vor Freuden außer sich, eilte Beate nach Hause, und befahl ihrer Köchin, bey der Zubereitung des Abend-Essens die allerersinnlichste Sorgfalt anzuwenden, denn es komme für dieß Mal auf nichts geringeres an, als den heiligen Petrus recht nach Würden zu empfangen. Die vernünftigere Magd lächelte, und bat ihre Gebieterin, diese seltsamen Ideen fahren zu lassen, und einem Papiere nicht zu trauen, das ihr ohne Zweifel von irgend

einem Spaßvogel zugesteckt worden sey. Allein die Matrone, die sich durch diese Äußerungen höchlich beleidigt fand, verwies der Dirne ihre Ruchlosigkeit, und wiederholte, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, ihren Befehl mit so vieler Strenge, daß die Magd sich nach ihrem Willen bequemen, und zur Bewirthung des hohen Gastes Anstalt machen mußte. Man kann leicht denken, daß Beate nicht unterließ, sich zu puzzen, und, durch allerley geistliche Übungen, sich zu der ersehnten Ehre vorzubereiten.

Kaum hatte die Mitternachtsstunde geschlagen, so öffnete sich die Thür, und der heilige Petrus, schön wie ein Engel, jedoch ohne Flügel, trat herein. Die Matrone fiel auf ihre Knie, um ihn anzubeten; aber er hob sie huld-

reich auf, und ersuchte sie, diese Ehrfurchtsbezeigung für die heilige Jungfrau aufzusparen, deren unwürdiger Geschäftsträger er sey. Über diese Demuth entzückt bat Beate, wenigstens mit ihrer leiblichen Speise fürlieb zu nehmen, welches denn der himmlische Gesandte eben nicht ablehnen zu wollen schien. Man setzte sich zu Tische, man betete sehr andächtig, und der heilige Petrus war eben im Begriff, das erste Glas Wein zum Munde zu führen, als zwey Jünger ins Zimmer traten, auf deren Ankunft weder er noch seine fromme Wirthin vorbereitet war. Man denke sich das Erstaunen der Letztern, als diese Ruchlosen ihren Mitjünger beym Kragen nahmen, und zur Thür hinaus schleppten, wo zwey ihrer handfesten Colle-

gen seiner warteten, um mit ihm zwar weder zu Herodes noch zu Pilatus, wohl aber zum Polizeycommissar zu eilen, der den Himmelsboten sogleich visitiren ließ, und zwey Dolche bey ihm fand, womit er, ohne Zweifel, die Beate und ihre Magd hatte ermorden wollen, um sie nachher desto ungestörter plündern zu können. —

Indessen trifft das Strafschwerd auch zuweilen einen Unschuldigen, und man kann daher, zumahl als Fremdling, in Paris kaum behutsam genug seyn. So wurden, z. B., zwey junge Dänische Edelleute, die dem öffentlichen Verhör eines Inquisiten beywohnten, und aus deren Mienen ein mouchard auf eine Verbindung mit dem Verbrecher schließen zu können glaubte, auf der Stelle in Verhaft genommen,

und nur auf die Fürsprache und Caution ihres Französischen Lohnbedienten wieder entlassen. Bey dem Tumulte, welcher vor einigen Monaten wegen Demoisell Düchesnoy und ihrer Gegnerin im theatre français entstand, wollte der junge Graf Sch†† aus der Conditorey, wo er eine Erfrischung genommen hatte, wieder die Treppe zu den Logen des ersten Ranges hinaufsteigen. Aber ehe er sich dessen versah, hatte ihn ein Polizeydiener beym Ärmel, der ihn (den er für einen aus dem Parterre entwischenden Ruhestörer ansah) für seinen Arrestanten erklärte. Der Graf lehnte sich natürlicher Weise dagegen auf, und versicherte, daß ihm, als einem Fremdlinge, die kleinen Theaterkriege der großen Nation vollkommen gleichgültig seyen.

„Ah! Sie sind ein Fremder! (sagte der Polizeybediente) Ja, das ist etwas anders! Aber lassen Sie mich ihre Fremdenkarte sehen.“

Unglücklicher Weise hatte der junge Mann vergessen sie zu sich zu stecken. Vergebens berief er sich auf das Zeugniß einiger in der Loge befindlichen Bekannten, vergebens bat er, sich bey dem Minister seiner Nation nach ihm zu erkundigen, vergebens bot er 2000 Livres Caution. Man schleppte ihn nach dem depôt, d. h. dem Gemache, wo alle noch nicht verhörte Arrestanten, ohne Unterschied des Standes, Alters und Vergehens, beysammen eingesperrt sind, und wo sich dermahlen Subjecte befanden, welche die schönste Aussicht auf den Galgen hatten. Er bat sich Feder und Dinte aus, um

sogleich wegen seiner Freylassung schreiben zu können.

„Das hat Zeit bis morgen! (war die Antwort) diese Nacht bleiben Sie hier.“ Und er mußte wirklich nicht nur die Nacht, sondern, da sich der Minister gerade auf dem Lande befand, auch beynahe den ganzen folgenden Tag in diesem verpesteten Aufenthalte, und in Gesellschaft der verworfensten Menschen zubringen.

Noch schlimmer ging es einem jungen Arzte von meiner Bekanntschaft, der, bloß wegen Ähnlichkeit des Nahmens, statt eines Andern in Verhaft genommen, und in jenem depôt zwey Tage und zwey Nächte hindurch bey einer großen Anzahl von Diebsgesindel eingesperrt ward, das ihm Brüderschaft anbot, ihn mit

allerley Ungeziefer beschenkte, ja ihn sogar nöthigte, das Gemach auszukehren, als welches Geschäft dem jedesmaligen Ankömmlinge obliege Endlich fand sichs denn, daß er einen andern Vornahmen führte, als derjenige, den man eigentlich suchte. Man ergriff nun den rechten, und ließ meinen unschuldigen Freund wieder los. Ein „on vous demande mille pardons" war die einzige Genugthuung, welche er für alle jene Kränkungen erhielt.

Sehr weißlich handelte daher Graf St** aus W*, wenn er ... doch ich muß diese Anekdote wohl noch ausführlich erzählen.

Der Graf kam, im Anfange des verwichnen Winters, nach Paris, hatte sich aber kaum von den Strapazen der Reise erholt, als er —

der Himmel mag wissen, wodurch, — der Regierung verdächtig ward. Diese beschloß, ihn innerhalb 24 Stunden aus der Hauptstadt, und binnen 10 Tagen aus dem Gebiete der Republik zu entfernen. Talleyrand, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erhielt den Auftrag, ihm diesen Befehl zu hinterbringen. Dieser, der sich eines so unangenehmen Geschäfts gern so glimpflich als möglich entledigen wollte, fuhr zum Minister der Nation, zu welcher der Graf gehört, und bat denselben, seinem Landsmanne den Beschluß der Regierung mit guter Manier bekannt zu machen.

Der Minister begab sich sogleich zu dem Grafen, lenkte das Gespräch auf verschiedene Gegenstände, und fragte endlich, gleichsam

beyläufig: „Aber was ist denn eigentlich der Hauptzweck Ihres Aufenthalts in Paris, lieber Freund?“

Graf. „Je nun, ich will einmahl sehen, wie er (Bonaparte) regiert.“

Minister. „Das kann man in vier und zwanzig Stunden nicht. Haben Sie etwa sonst noch irgend eine andere Absicht?

Graf. „Allerdings; Versailles, St. Cloud und andre merkwürdige Örter wieder zu sehen.“

Minister. „Das kann man in vier und zwanzig Stunden auch nicht. Außerdem wollen Sie ...?“

Graf. „Meine alten Bekannten wiederbesuchen, Schauspiele, Bälle, Assembleen....“

Minister. „Oho! Das kann man in vier und zwanzig Stunden auch nicht. Aber vermuthlich wollen Sie, als ein Freund der Wissenschaften, auch ...“

Graf. ...„das Louvre besehen? Versteht sich von selbst!“

Minister. „Nun, das kann man in 24 Stunden, und wenn Ihnen gefällig ist, so fahren wir diesen Augenblick dahin.“

Graf. „Ich verstehe Sie. Ich weiß nun, wie er regiert; in einer Stunde bin ich aus der Stadt, und erlasse Ihnen die übrigen drey und zwanzig. — Johann, Postpferde!“

7.
Buhlerinnen.

Ein Gegenstand, worüber sich allein ein Buch schreiben ließe; auch hat man wirklich deren mehrere darüber, die aber fast sämmtlich das Gepräge der Flüchtigkeit und Frivolität an der Stirne tragen *) Die ganze ungeheure

*) Die neueste Broschüre dieser Art, betitelt: L'espion libertin, ou le Calendrier du plaisir, contenant la liste des jolies femmes de Paris, leurs noms, demeures, talens, qualités et savoir faire, suivi du prix de leurs charmes. Au palais d'égalité, dans un coin ou l'on voit tout,

Schaar der in Paris mit ihren Reizen wuchernden weiblichen Wesen *) läßt sich in folgende, zum Theil wieder neuer Unterabtheilungen fähige, Hauptklassen eintheilen, die freylich

1803 — ist nichts weiter als ein Verzeichniß von etwa 50 öffentlichen Feildirnen, die nur eine zwar sehr zahlreiche, aber auch eine der bekanntesten Klassen der Buhlerinnen überhaupt ausmachen, und das daher Niemand kaufen würde, wenn ihm nicht die Colporteurs, durch das geheimnißvolle Wesen, womit sie's einem zustecken, eine Art von Wichtigkeit zu geben wüßten.

*) Man zählt hier etwa 180000 unverheyrathete Mannspersonen, 30000 filles publiques und 10000 entretenues.

alle einerley Handwerk treiben, von denen aber dennoch die obern sich höchst empfindlich beleidigt fühlen würden, wenn man sie mit den niedern verwechselte. Denn zwischen der stolzen Lais, die in einer glänzenden Karosse (die man ohne ihre üppige Gegenwart für den Staatswagen einer jungen Herzogin halten würde,) nach Longchamp fliegt, und zwischen der raccrocheuse, die sich des Nachts an einer Gassenecke jedem Ungemache der Witterung aussetzt, herrscht ein weiter Abstand, auf den sich die verschiedenen Abstufungen, Eintheilungen und Benennungen gründen, die im Grunde doch alle einen und denselben Gegenstand bezeichnen. Hundert tausend Livres jährlicher Renten, oder ein Stück Scheidemünze für ein

Viertelstündchen — das ist der ganze Unterschied! darauf beruhen die mancherley Namen, welche nur die verschiedenen Grade des Lasters, und der Dürftigkeit ausdrücken. Ja die Courtisane, welche, beständig mit Diamanten behängt, ihre Reize nur für Hände voll Gold preisgiebt, ist bey weiten nicht einmahl immer hübscher als diejenige, welche die ihrigen ungleich billiger *überläßt*. Nur der Eigensinn, die Schulgerechtigkeit, ein wenig Geschicklichkeit oder Verstand, und vorzüglich das Glück, machen einen so ungeheuern Abstand zwischen Weibspersonen, die Alle einen und denselben Zweck haben. Übrigens will ich sie hier nach der unter ihnen selbst bestehenden Rang-Ordnung aufführen.

1) Verheirathete Frauenzimmer des obern, mittlern und untern Standes, die sich, entweder aus Eigennutze, oder aus Ehrgeize, irgend einem Großen, einem Manne von Einfluß, überlassen, oder die von einem Hausfreunde, dem sie Gefälligkeiten erzeigen, in den Stand gesetzt werden, ihre Eitelkeit, ihren Luxus, ihre Launen zu befriedigen. Nicht selten duldet und genehmigt ihr Gatte diese Zügellosigkeiten, um den Ertrag derselben mit ihnen zu theilen. Auch wissen sich dergleichen Damen zuweilen eine Art von Ansehen zu erwerben, und zu begründen, welches sie oft genug an Leute verkaufen, die niederträchtig genug sind, um auf diesem Wege Ämter oder Vortheile zu erschleichen.

2) Theaterprinzessinnen; d. h. Sängerin-

nen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Figurantinnen u. s. w., welche, zumahl in Paris, nur zu oft der Göttin von Cythere weit mehr zu verdanken haben als dem Gott von Delos. Obgleich das Publikum recht gut weiß, daß diese Regel Ausnahmen leidet, und daß es auch in diesem Stande tugendhafte, achtungswürdige Frauenzimmer gibt; so schadet doch der schlechte Ruf, worin die mehrsten mit Recht stehen, nicht nur den Schauspielern, sondern auch der Schauspielkunst ungemein. In der Hauptstadt Frankreichs sind jene Ausnahmen so selten, daß ein Französischer Schriftsteller sogar vorschlägt, man solle die Theaterheldinnen und die Phrynen der folgenden Klasse nicht mehr nach ihrem Tauf- oder Familiennahmen, sondern nach der Taxe

ihrer Reize benennen, und folglich statt Mamsell C* Madame H* u. s. w. immer sagen: Mamsell 100, Madame 50, Madame 10 Louisdor, welches dem Publikum, und besonders den Fremden, zur Nachricht dienen könne, die oft große Summen an Subjecte verschwenden, die Jedermann für einen sehr billigen Preis zu Dienste stehen. Ob indessen Mamsell C* Madame H* ingleichen Mamsell und Madame A bis Z mit diesem Vorschlage zufrieden seyn werden, lasse ich dahin gestellt seyn.

3) Entretenues, d. i. Mädchen, welche unterhalten werden, deren es, wie schon gesagt, ungefähr 10000 in Paris giebt, die von Jahr zu Jahr aus einer Hand in die andere gehen. Sie lassen sich eintheilen in solche, die ihr eig-

nes Haus und ihre eigne Equipage,; oder in solche, die ihre eignen Zimmer, ihren eignen Wagen, aber Miethpferde; oder, in solche, die ihre eignen Möbeln ohne Equipage; oder, in solche, die bloß möblirte Zimmer haben; oder, in solche, die mit ihrem Unterhalter in gleichem Range, oder, endlich, in solche, die nur als Haushälterinnen mit demselben zusammen leben.

Fast alle unter diese Unterabtheilung gehörigen Subjecte haben neben dem Galane, welcher sie liebt und unterhält, einen andern, den sie lieben, und der sie oft in eben dem Grade ausplündert, als sie jenen auszuplündern pflegen. Wenn sie zu Jahren kommen, so sind sie nicht selten thöricht genug, sich zu verheirathen,

wozu sich denn freylich immer nur ein Mensch findet, dem ein behagliches Leben lieber ist als seine Ehre, z. B. ein Sudler von Mahler, ein Fiedler, ein Stück von Baumeister u. s. w.

Unter den drey so eben genannten höhern Klassen von Buhlerinnen findet man in der Regel die allerschlechtesten Charaktere. Stolz, Ehrgeiz, Hochmuth, Habsucht, Verstellung, Falschheit, Hinterlist, Treulosigkeit, Gaunerey, Rachsucht, ja nicht selten Blutdurst, sind ihre gewöhnlichen Tugenden, die sie aber freylich sorgfältig genug zu verbergen wissen. Es ist kein Kunstgriff gedenkbar, den diese holdseligen Ungeheuer nicht anwenden, um den unglücklichen Mann, welcher in ihr Netz fällt, zu fesseln, zu hintergehen, und völlig zu Grunde zu rich-

ken. Ist er dahin gediehen, ist er bis auf den letzten Heller, bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen; so jagt man ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit fort, und sucht einen andern zu fangen, mit welchem man eben so verfährt.

Das Unheil, welches diese zauberischen Circen *stiften, geht über* alle Vorstellung, und ich getraue mir zu behaupten, daß sie dessen weit mehr anrichten, als die ungleich zahlreichere Menge von Individuen der folgenden Klassen, die sich gewöhnlich für nichts weiter ausgeben, als was sie wirklich sind; und eben deswegen, wenigstens *in diesem* Betrachte, Niemanden zu hintergeben suchen. Aber nicht selten mißt das Schicksal jenen Sirenen mit eben dem Maaße,

womit sie Andere regalirten. Noch jetzt erinnert man sich in Paris an den frechen Hochmuth der verstorbenen Mamsell Deschamps; an die köstlichen Englischen Spitzen, womit sie ihren Nachtstuhl einfassen; an den königlichen Pomp, womit sie ihre Mutter zur Erde bestatten; und an die von unächten Diamanten blendend glänzende Equipage, die sie sich zu den Longchampstagen machen ließ, worin ihr aber der Polizeylieutenant zu erscheinen verbot. Noch jetzt erinnert man sich an die Schelmereyen, welche sie sich, ihr ganzes Leben hindurch, erlaubte; aber auch an die Armseligkeit und Schande, worin sie starb. —

4) Bürgerstöchter, die am Tage als Putzmacherinnen, Nätherinnen, Ladenjungfern,

u. s. w. arbeiten, die Abende aber insgeheim bey den Kupplerinnen zubringen. Die Liebe zum Aufwande ist größten Theils die einzige Ursache ihrer ausschweifenden Lebensart. Mit ihrem Tagewerke verdienen sie nur den nothdürftigsten Lebensunterhalt; für die Artikel des Luxus, welche ihnen die Mode leider ebenfalls zu Gegenständen der Nothdurft macht, muß der Abend sorgen. Der ungeheure Umfang von Paris, in dessen Chaos sich so manches Laster verliert, gibt ihnen tausenderley Gelegenheit ihren Ältern und Bekannten diese Liederlichkeiten zu verbergen; sie behalten daher den äußern Schein der Ehrlichkeit, und verheirathen sich in der Folge eben so gut, als ob sie wie Vestalinnen gelebt hätten.

5) Freudenmädchen, die nicht raccrochiren *) und die meistens in gemiethbeten möblirten Zimmern, für ihre eigne Rechnung leben. Sie theilen, entweder selbst, oder durch die dritte, vierte Hand, ihre Addresse aus, suchen sich in den Schauspielhäusern Kundleute, und bringen den Abend, oder die Nacht, bey irgend einer bekannten Mere-Abbesse zu, von der sie, im Nothfalle, eingeladen und, nach dem Wunsche und dem Geschmacke der verschiedenen Liebha-

*) Accrocher oder raccrocher, entern, anhaken; daher raccrocheuses, Freudenmädchen, die, besonders Abends, den Mannspersonen auf der Straße nachgehen, und sie anreden. —

ber, *in Putzmacherinnen*, Näth erinnen, oder in erst ganz neulich angekommene Landmädchen umgeschaffen werden.

6) Freudenmädchen im Bordelle, denen die Eigenthümerin desselben, die sie ihre Mutter (mere-abbesse) nennen, Wohnung, Kost, Wäsche, Kleider, kurz, Alles giebt, was zur Lebensnothdurft und Bequemlichkeit gehört. Aber dafür ist auch der ganze Erwerb nur für die Mama, und die armen verkauften Schlachtopfer dürfen sich nichts davon zueignen als les rubans; ein Kunst-Ausdruck, worunter man dasjenige versteht, was ein großmüthiger Liebhaber, außer der Taxe, erlegt, und das, noch dazu, in *manchen* Instituten zum Ankaufe der Schuhe bestimmt ist. Wenn indessen die

Mutter sie der Mühe des Sammelns überhebt, so predigt sie ihnen dagegen desto fleißiger vor, wie viel sie ihr zu verdanken haben; ihr, die sie aus Erbarmen vom Dorfe, oder von der Straße aufrafte; ihr, durch die sie Alles sind, was sie sind; ihr, von der sie Alles haben, das schöne weiße Negligé, das Sommerhabit, den warmen Winterpelz, das seidene Staatskleid, um damit in das Ambigu-comique, oder in die Varietés amusantes*) zu gehen! Wem

*) Zwey von den kleinern Theatern, welche (nächst dem Theater Montansier, dessen nachher noch Erwähnung geschehen wird,) von diesen Geschöpfen am häufigsten besucht werden.

sind sie aber auch für alle diese unverdienten Wohlthaten wohl Verbindlichkeit und Ehrfurcht schuldig, als ihr, ohne die sie im Wamms und in der Schürze gehen, sich Schwielen in die Hände arbeiten, und mit jedem Packknechte und Troßbuben herum siehlen müßten! Aber, Undank ist der Welt Lohn! u. s. w.

Übrigens ist die Matrone sorgfältig darauf bedacht, ihren Harem mit Subjecten von jeder Statur, Farbe, Laune, Fertigkeit, u. s. w. zu versehen, damit jeder Kundmann etwas für seinen Geschmack finde. Und, wie in den Marställen jeder Gaul, so hat hier jede Schöne einen Beynamen, der ihren Wuchs, oder irgend eine ihrer *eigenthümlichen* Qualitäten, bezeichnet. Auch vermiethet man sie, wie die Fia-

ker, entweder par heures, oder par courses; Ähnlichkeiten, die allein schon hinreichend seyn müßten, ihr Gefühl zu empören, wenn dasselbe nicht bey weitem in den meisten dieser unglücklichen Creaturen bis auf den letzten Funken erloschen wäre. Man höre, wie einer ihrer Landsleute die Verfassung dieser Institute, wie sie unter der alten Regierung war (und ohne Zweifel noch jetzt seyn wird) beschreibt.

„Sie waren gewöhnlich sehr gut mit Mädchen versehen, die fast alle sehr hübsch, aber auch äußerst liederlich waren; denn, da die eine sowohl als die andere keine Schamhaftigkeit mehr kannte, so blieb ihnen nichts weiter übrig, als in der Unsittlichkeit mit einander zu wetteifern, und, in dem Studium sowohl als in der

Praxis ihres Handwerks, einander den Rang abzugewinnen. Dessen ungeachtet herrschte in diesen Häusern eine gewisse Ordnung, Stille und äußere Anständigkeit; denn die Matrone war unumschränkte Herrscherin, und sie wußte sich furchtbar zu machen.

„Man stand um 8 Uhr auf, und ging ins Bad, frühstückte mit einander um 9 Uhr, ließ sich um 10 Uhr *frisiren*, und war um 11 mit dem eben so einfachen als geschmackvollen Anzuge fertig. Ihre Kleider waren leicht und durchscheinend; Arme, Schultern und Busen entblößt. Ein seidenes Leibchen, ein dünnes gestricktes fleischfarbenes Mieder schmiegte sich verrätherisch an ihren schönen Wuchs. Eine krystallene Gaze umfloß sie, zeichnete hier den

Umriß ihrer Glieder, und verhüllte sie dort, sich üppig aufblähend, in eine durchsichtige Wolke. Kurz, die Grazien selbst schienen ihren Putz angeordnet zu haben, um sie zu verschönern, und sie den Männern noch gefährlicher zu machen.

„Hierauf begaben sie sich Alle in einen prächtigen Saal, wo sie, sowohl vor als nach dem Mittagsessen, theils sich mit verschiedenen weiblichen Arbeiten, z. B. Sticken, Spitzenklöppeln u. s. w. beschäftigten, theils die Harfe oder Guitarre spielten, theils diese Instrumente mit ihrem Gesange begleiteten. Dabey hatten, wenigstens Vormittags, die täglichen Kundmänner des Hauses, die besondern Liebhaber einer jeden Schöne, freyen Zutritt; jedoch unter der

ausdrücklichen Bedingung, daß sie nicht eifersüchtig seyn dürften, und daß sie sich, auf den ersten Wink, entfernen müßten.

„In eben diesem Saale fanden sich auch, entweder Nachmittags zur Kaffeezeit, oder Abends zum Thee oder zu Erfrischungen, die Liebhaber und jungen Leute ein, und hier wählte jeder nach eigner Willkühr seine Sultanin, die denn *von dem Augenblicke* an, wo er der Hausmama für das Abendessen und Nachtquartier drey Carolinen erlegt hatte, bis zum folgenden Morgen, weiter Niemanden sehen oder sprechen durfte, und welche, nach den Gesetzen und Statuten des Hauses, sich nunmehr nach allen seinen Forderungen, Einfällen und Launen, wie seltsam sie auch immer seyn mochten, bequemen

mußte; denn sie gehörte ihm an, war ein Eigenthum, worüber er nach Gefallen verfügen konnte. Gewöhnlich ging indessen an jedem Abende eine gewisse Anzahl dieser jungen Schönen, so wie sie die Reihe traf, in irgend ein Theater. Diese ließen sich denn nach dem Mittagsessen nicht mehr im Saale sehen.

„Hatte Jemand besondre Ursachen, das Incognito zu beobachten, so ging er durch eine Seitentreppe unbemerkt ins Haus, wo ihm die Mama entgegen kam, und ihn in eine Art von Sprachzimmer führte, an dessen Wänden ringsumher Glockenzüge — jede Mamsell hatte ihren eignen — angebracht waren. Nach den ersten Bewillkommungscomplimenten legte sie ihm einen großen, in Maroquin eingebunde-

nen und auf dem Schnitte vergoldeten Folianten vor, betitelt livre des beautés (Verzeichniß der Schönen), welcher die moralische und physische Charakteristik jeder Mamsell enthielt, und nach dessen Durchsicht denn der Kundmann diejenige bezeichnete, welche ihm am meisten behagen zu wollen schien. Hierauf nahm die Matrone das voraus zu bezahlende Geschenk in Empfang, welches (mit Einschluß der Erfrischungen und Kraftbrühe) gewöhnlich in einem Carolin für eine Unterhaltung (pour une passe) bestand.

„War der Herr freygebig, und bezahlte zum Beyspiel zwey Carolinen; so brachte ihm die Matrone das registre des passions. Hatte sie seine besondere Liebhaberey vernommen, so

zog sie die Klingel, welche diese und zugleich die derselben geeignete Mamsell bezeichnete, welche letzte sich denn, sobald das Signal ertönte, durch einen verborgenen Gang unverzüglich in das bewußte Cabinet begab, und daselbst, nachlässig auf einem Sofa ruhend, die Ankunft des Galans erwartete." —

Gibt es wohl (selbst die Galeerensclaverey nicht ausgenommen) irgend ein abscheulicheres und verächtlicheres Loos, als dasjenige, dem diese elenden Creaturen sich unterziehen, die, an ihre sogenannte Hausmutter verkauft, sich nach den Launen des ersten besten Gecken bequemen, einem Schufte, den sie heimlich von ganzem Herzen verachten, Beyfall zulächeln, einen Thersites, der Ekel und Abscheu erregt,

liebkosen, und die sich beständig den, nicht selten abgeschmackten und unnatürlichen Forderungen ihrer Miethsherren preisgeben müssen! Unaufhörlich Sklaven Anderer, dürfen sie nie die Larve der Verstellung und der Heucheley ablegen, sondern müssen, sie mögen wollen oder nicht, lachen, singen, weinen, sich betrinken, kurz, *alle Rollen spielen*, die man ihnen für baares Geld zur Schuldigkeit machte; denn das Geld, der niedrigste Eigennutz allein, ist die Quelle dieser ihrer Selbstverachtung. Von der Schande und Strafe, die sie sich von Seiten Andrer und vorzüglich der Obrigkeit zuziehen, wird nachher noch besonders die Rede seyn.

7) Raccrocheuses, (Werberinnen) deren es abermahls verschiedene Arten giebt. Dieje-

nigen, welche, für Rechnung der Matrone, entweder selbst werben, oder werben lassen, müssen den Ertrag mit dieser theilen, und ihr, noch außerdem, für Kost und Wohnung täglich drey bis vier Franken bezahlen. Andre werben oder lassen durch ihre bonne — ein bejahrtes Mittelding zwischen Freundin und Aufwärterin — für ihre eigne Rechnung werben, und nehmen alsdenn die Kundleute mit zu Hause.

Zu dieser siebenten Klasse kann man auch die verschämten Werberinnen rechnen. Es giebt nämlich in Paris Frauenzimmer, die vermöge ihres Alters, ihres Standes, oder eines kleinen Restes von Ehrgefühl, nicht den Muth haben, das Schild der Wollust öffentlich auszuhängen, und die daher, entweder aus Dürftigkeit, oder

um sich ein etwas bequemeres Leben zu verschaffen, nicht selten mit einem mächtig großen Schleyer behängt, sich unter dem Schutze der Nacht nach den Boulevards, den Tuillerien und öffentlichen Gärten begeben, um dort gewissermaßen ungestraft die Mannspersonen ankörnen, und sich, im strengsten Incognito — sie wissen sogar *ihre* Stimme zu verstellen — ohne allen Zwang ihrer Neigung überlassen zu können.

Auf der andern Seite giebt es auch unter dem männlichen Geschlechte verschämte Wollüstlinge, alte Knicker, Ehegatten, und Andre, denen die Gelegenheit, eine Leidenschaft, der sie in den öffentlichen Häusern nicht zu fröhnen wagen, unter dem Schleyer des Geheimnisses und im Dunkel eines Dickichts befriedigen zu

können, nicht nur sehr willkommen ist, sondern, die sogar einen eignen Reiz darin finden. Sie wissen freylich recht gut, daß bey weitem die meisten dieser Nachtschönen, wenn man sie am Tage besähe, kaum auszustehen seyn würden. Aber dessen ungeachtet überlassen sie sich gutwillig dieser angenehmen Täuschung, und ersetzen durch ihre Einbildungskraft, was der Wirklichkeit fehlt, und was, bey einer anschaulichen Erkenntniß, ihren Gegenstand ungenießbar machen würde. Unter dem Schutze der Dämmerung, oder eines matten Lichtglanzes, verlieren sich die Mängel mancher Art; Alles, was, wenn auch nur den äußern Charakter des schönen Geschlechts verräth, wird reizender und erhält ein Recht zu gefallen; die veraltenden

Grazien nehmen ihre Jugendgestalt wieder an, und die häßlichste Matrone findet noch Gelegenheit, ihr Gespenstergesicht an Mann zu bringen.

Auch unterlassen diese Damen nicht, die ekelhaften Ruinen durch eine sorgfältige Toilette möglichst wieder aufzustutzen. Sie werfen die Lumpen ab, waschen sich mit wohlriechenden Wassern, schmieren die Runzeln mit Pomade aus, übertünchen die gelbe, lederartige Haut, stopfen da und dort eine Wulst, oder ein Kißchen hin, blähen, durch geschickte Faltung des Halstuchs, die Gegend des ehmaligen Busens auf, bähen sich mit zusammenziehenden Mixturen, legen endlich ein seidenes Kleid an, und geben

nun, dem Anscheine zufolge, der stattlichsten und reizendsten Nymphe nichts nach.

Was diese schändlichen Priesterinnen der Nacht um so gefährlicher macht, ist, erstlich: es bedienen sich dieser Larve zuweilen einige verheirathete Frauen, entweder weil thörichte Liebe zu Abentheuern, oder, weil strafbare Leidenschaft sie verleitet, verstohlne Freuden zu suchen, die ihnen den äußern Schein der Tugend lassen, und die sie zugleich vor den Folgen ihrer Verirrungen sichern. Diese, freylich sehr oft nur eingebildete, Voraussetzung, ist, besonders für die jungen Leute, eine verführerische Lockspeise. Zweytens, macht die große Schwierigkeit, oder vielmehr die offenbare Unmöglichkeit, sich in den öffentlichen Gärten Ausschweifungen zu

überlassen, die nur zu oft der Gesundheit nachtheilig werden, daß gewisse Wollüstlinge diejenigen vorziehen, welche diese verworfenen Creaturen ihnen anbieten.

Wie vorsichtig die letztern indessen auch sind, so laufen sie doch nicht selten Gefahr, der Polizey in die Hände zu fallen. Denn ob man gleich den öffentlichen Gärten alle mögliche Freyheit gewährt, so nimmt man doch die strengsten Maaßregeln, um das Laster daraus zu verbannen, und diejenige Weibsperson, welche man in flagranti ertappt, muß, sie sey verheirathet oder nicht, ohne Gnade und Barmherzigkeit ins Hospital wandern. Zu dem Ende hat die Polizey an solchen Örtern immer ihre geheimen Emissarien, die zwar das Übel nicht

mit der Wurzel auszurotten vermögen, die aber doch alles öffentliche Ärgerniß zu verhüten suchen. Wenn diese Leute dergleichen Geschöpfe unter einem Baume, oder in einer Reihe von Stühlen, sitzen sehen, so nähern sie sich ihnen; diese, die unter der bürgerlichen Kleidung keinen Polizeybedienten vermuthen, und nicht anders glauben, als daß sie ihren Mann gefunden haben, ermangeln nicht, denselben anzureden, und ihm, in gewissen, ihnen eigenthümlichen metaphorischen Kunstausdrücken, ihre Dienste anzutragen. Er setzt sich dann zu ihnen, läßt sich ins Gespräch ein, und scheint ihren Vorschlag zu genehmigen. Aber kaum haben sie sich deutlicher erklärt, und die Unterhaltung fängt an lebhafter zu werden, so giebt

sich der vermeynte Galan zu erkennen, und schleppt sie mit fort. — —

Wie überwiegend nun auch immer die Anzahl der nichtswürdigen Individuen seyn mag, so findet man doch in den drey letztern Classen diejenigen, welche, in physischer Hinsicht, am reizendsten, und, in moralischer, am wenigsten verächtlich sind. Man findet hier zuweilen Verstand, *Anmuth*, *Naivetät*, Offenherzigkeit, Ehrlichkeit, Herzensgüte, und sogar Edelmuth; man findet hier Unglückliche, die durch das Schicksal, durch eine Kette von traurigen Begebenheiten, in den Abgrund der Wollust gerissen wurden, die ihre Verirrungen bejammern, und die den aufrichtigen Wunsch hegen, davon zurückzukehren; man findet hier, bey einigem

Beobachtungsgeiste, seltener als man glauben sollte, Züge von Tugenden, die den Menschenfreund nöthigen, diese armen Geschöpfe zu bedauern. — Nur ein paar Beyspiele zur Probe.

Es hatte Jemand bey einer raccrocheuse seine Brieftasche liegen lassen. Sobald er weg ist, findet sie das Mädchen, öffnet sie und entdeckt darin für sechzig tausend Livres Cassenbillette, durch die ohne Zweifel ihr Glück auf Lebenszeit gemacht gewesen seyn würde. Dessen ungeachtet macht sie sich sogleich aus ihrem Dachstübchen auf, geht zum Polizeylieutenant, und bringt ihm die Brieftasche, nebst allem Zubehör. Er erstaunt, zumal da er hört, daß sie nicht nur den Werth der Billette kennt, sondern auch recht gut weiß, wie leicht sie dieselben un-

beargwöhnt in baares Geld hätte verwandeln können. Dies Verfahren von Seiten einer gemeinen Buhldirne mußte ihn rühren, denn mancher sogenannte ehrbare Mann würde den Fund ganz anders zu benutzen gewußt haben. Sobald der Brieftaschenmann von seiner Gedankenlosigkeit wieder zu sich selbst kam, eilte er zum Polizeylieutenant, mit der Bitte, ihm zur Wiedererlangung seiner Papiere behülflich zu seyn. Man denke sich seine Verwunderung und Freude, als er sogleich Alles unverletzt wieder erhielt! Er schenkte dem armen Mädchen 10000 Franken, welche diese Belohnung ihrer Redlichkeit mit tausend Dank annahm, und ihrem Handwerke von nun an auf immer entsagte. —

Eine andre feyerte, mit zweyen von ihren Genossinnen und einem Fremden, ein kleines Bacchanal, wobey dieser die Unbesonnenheit beging, sich zu betrinken, und alsdann einzuschlafen. Die beyden erstern thaten den Vorschlag, den Schnarcher, dessen Geldbeutel, Uhr und Kostbarkeiten eine gute Beute versprachen, auszuplündern. Aber die älteste widersetzte sich standhaft, bedrohte jene, wenn sie sich an ihm vergreifen würden, mit der Denunciation, und verließ den Fremden nicht eher, als bis er wieder erwacht und völlig zur Besinnung gekommen war. „Hat die Noth mich gleich zur Buhlerin gemacht (sagte sie) so soll sie mich doch wenigstens nicht zur Spitzbübin machen.“ —

Indessen folgt aus diesen einzelnen Zügen von Edelmuth keinesweges, daß die Gesellschaft solcher Dirnen nicht für den Geldbeutel, für die Gesundheit, ja zuweilen sogar für das Leben höchst gefährlich sey. Ein einziges Beyspiel — das ich den jungen Mann, welcher es kurz vor der Revolution an sich selbst erlebte, in eigner Person erzählen lasse — mag hinreichend seyn, die Wahrheit dieser letztern Behauptung zu bestätigen.

8.

Abentheuer.

O formose puer, nimium ne crede colori!

Ich hatte den Abend in einem Spielhause zugebracht, und verließ dasselbe ungefähr um Mitternacht, mit einem Gewinne von 400 Louis-d'or, den ich in Golde ausgezahlt erhielt. Alles in den Straßen war ruhig, nur dann und wann begegneten sich auf zwanzig Schritte ein paar Fußgänger, und ich wanderte mit meinem Schatze ganz gemächlich meiner Wohnung zu. Aber ich befand mich kaum an der Ecke der Straße, Quatre fils, so kam ein schönes schlankes Frauenzimmer auf mich zu, das höchst sauber und anständig gekleidet war. Ihr

blondes Haar flatterte, ihr blendend weißer Busen, dessen Schleyer halb zurückgefallen war, bewegte sich heftig; sie zerfloß in Thränen, und konnte vor Schluchzen nicht zu Worten kommen.

Ich bleibe stehen. „Um des Himmels willen, was fehlt Ihnen, Mamsell?“

Sie stürzt sich in meine Arme, und eine heftige Bewegung ist ihre Antwort. Ich schließe sie an mich, und bezeige ihr die lebhafteste Theilnahme.

„Ach, mein Herr! (schluchzt sie endlich) wer Sie auch seyn mögen, erbarmen Sie sich; erbarmen Sie sich der unglücklichsten Person unter der Sonne!“

„Wer sind Sie denn?“

„Ach! ein verlornes Mädchen! Meine Mutter verläßt mich, jagt mich so eben aus dem Hause, will mich nicht wieder vor Augen sehen. — Ach, mein Herr, was wird aus Paulinen werden!“

„Was aus Paulinen werden wird? (frage ich mit Wärme) Was aus Ihnen werden wird? (frage ich und drücke ihre schönen Hände) Sie werden zu Ihrer Frau Mutter zurückkehren. Ich selbst will Sie begleiten, und Sie wieder mit ihr aussöhnen.“

„O nein, nein! Meine Mutter will mich nicht mehr um sich wissen. Sie verabscheuet, sie verflucht mich, weil ich den Mann nicht leiden kann, welchen sie mir zum Gatten bestimmt.“ —

Wie schön sie war! Wie viel Theilnahme sie erregte! Ich fühlte mich zu ihr hingerissen, und es erwachte beym ersten Anblicke in meinem Herzen eine Regung, deren Lebhaftigkeit bey einem unerfahrnen jungen Manne, dem sie mit so viel Schönheit und Grazie unter die Augen trat, nicht zu verwundern war. Die Liebe selbst schien aus ihren sanften Augen zu sprechen, und der erste Blick, den sie auf mich warf, ging mir durch die Seele.

„Nur guten Muth, reizendes Mädchen! (rief ich) Ich werde Dich nicht verlassen, werde Deine Thränen abtrocknen! — — Ja, ja! Kommen Sie, lassen Sie mich nur machen! Ich söhne Sie wieder miteinander aus; dafür bin ich Ihnen Bürge.“ —

Pauline schien zwar von meiner Theilnahme gerührt zu werden, weigerte sich aber standhaft zurückzukehren, wollte vielmehr auf ewig das Haus ihrer Mutter meiden, das für sie die Hölle auf Erden geworden sey. Indessen machte ich mich, während sie meine Gegenvorstellungen anhörte, mit ihr auf den Weg, suchte sie soviel möglich zu trösten und zu beruhigen, und so kamen wir denn an den Eingang einer kleinen Straße, wo sie mir plötzlich von neuem in die Arme fiel.

„Um Gotteswillen, mein Herr, lassen Sie uns umkehren! Hier — hier wohnt meine Mutter.“

„Hier, liebste Pauline? Desto besser. Frisch! Nur Muth gefaßt! Ich söhne Sie wieder mit

ihr aus. Eine Mutter bleibt doch immer Mutter, und wird Ihnen gewiß verzeihen. Sie dürfen sich ja fürs erste nur stellen, als wollten Sie sich in ihren Willen fügen. Indessen gewinnen wir Zeit, und werden sie nach und nach bewegen, Sie nicht an einen Mann zu ketten, der Ihnen so sehr zuwider ist.“

Nach vielen Widersprüchen, und halb mit Gewalt, halb mit Güte, ließ sie es endlich geschehen, daß ich an die Thür klopfte, die sie mir bezeichnet hatte. — Ein alter grämlicher Bedienter öffnete; als er aber Paulinen ansichtig ward, wollte er sie nicht einlassen.

„Zurück! — sagte er mit einem Tone, der durchs Herz ging — zurück, ungerathenes Kind! Ihre Mutter will nichts von Ihnen wissen.

Sie werden die würdige Frau noch früh genug unter die Erde bringen.“

Pauline. „Lieber Jakob! Ich will ja Alles thun, was meine Mutter verlangt. Dieser Herr will mich mit ihr aussöhnen.“

Jakob. „Mein bester Herr! Wenn Sie die Frau Gräfin Grassi kennten; wenn Sie wüßten, wie gut sie ist...!“

Ich. „Desto besser, lieber Jakob! Helfe er mir, das gute Kind wieder in ihre Arme zu führen, und Pauline wird es ihm gewiß ewig Dank wissen.“

Jakob. „Aber was wird die Frau Gräfin sagen, wenn sie ihre Tochter mit einer fremden, einer unbekannten, einer Mannsperson zurückkommen sieht?“

Ich nannte meinen Nahmen, und erbot mich, über meine Person die allerbefriedigendste Auskunft zu geben. Kaum hatte ich denselben ausgesprochen, so schlug der alte Isegrimm die Hände zusammen, und rief: „Was! Sind Sie's, Herr Baron? Seyn Sie tausend Mal willkommen!?“

Ich. (voll Verwunderung) „Wie! Er kennt mich, und hat mich doch in seinem Leben nicht gesehen!“

Jakob. „Sie haben Recht, ich habe Sie in meinem Leben nicht gesehen. Aber die Frau Gräfin wird nicht müde, tagtäglich von Ihnen zu sprechen, so erstaunlich viel Gutes hat sie in Gesellschaften von Ihnen gehört. Kommen Sie doch herein, kommen Sie! O Sie sind zur

glücklichen Stunde geboren, Gräfin Pauline! Jetzt, ja jetzt verbürge ich mich selbst für Ihre Aussöhnung."

Ohne meine Antwort zu erwarten, zerrte er uns mit fort, und führte uns durch drey durch lange Säulengänge unter einander zusammenhängende Vorhöfe, die überall trefflich erleuchtet waren. Endlich kamen wir in einen kleinen Garten, in dessen Hintergrunde ein Häuschen stand. Aus der Menge von Lichtern schloß ich, daß zahlreiche Gesellschaft da seyn müsse. Wir gingen durch mehrere äußerst sauber möblirte Zimmer, und gelangten dann in einen prächtig verzierten kleinen Saal, wo uns Jakob einen Augenblick warten hieß, bis er die Frau Gräfin auf unsre Ankunft vorbereitet habe. Ich

blieb also mit Paulinen allein, die mir mit der sanften, bezaubernden Miene unbefangener Tugend schon im voraus den herzlichsten Dank sagte. Wie hätte ich glauben können, daß in dieser Engelsgestalt eine so schwarze Seele . . . doch, ich will mir nicht selbst zuvor eilen.

Nachdem wir ungefähr eine Viertelstunde gewartet hatten, öffnete sich die Thür, und es kam eine Frau von majestätischem, Ehrfurcht einflößenden Wesen auf mich zu. Sie reichte mir mit Würde die Hand, und wies mir einen Platz auf dem Sofa an. Anmuth und Herzensgüte sprachen aus ihren Blicken.

„Nichts könnte mir jetzt (sagte sie) erwünschter seyn als dieser Vorfall, da er mir das Vergnügen verschafft, Sie kennen zu ler-

nen. Ich hatte schon lange so viel Gutes von Ihnen gehört, daß . . .

Hier fiel ihr Pauline zu Füßen, bat sie, ihr ihre Liebe wieder zu schenken, und versprach, sich ihren Befehlen ohne Widerrede zu unterwerfen. Die Gräfin ließ sie nicht ausreden, sondern hob sie innigst gerührt mit den Worten auf: „Geh, meine Tochter! — Du kehrst unter zu günstigen Umständen zurück, als daß ich nicht vergessen sollte, wie sehr Du mich betrübt hast — Geh, mein Kind, und sage zu Julien, daß sie Deinen Anzug wieder in Ordnung bringt. Alsdenn wollen wir essen. Nimm Dich aber ja in Acht, daß Du dem Herrn von Richemont jemahls wieder unanständig begegnest. So, lieber Herr Baron, heißt Paulinens

künftiger Gemahl. Sie sollen ihn diesen Abend kennen lernen, und mögen dann selbst urtheilen, welch ein Glück meiner Tochter bevorsteht.“

Pauline war verschwunden, ehe ich noch eine Sylbe vorzubringen vermochte, und die Gräfin ward so gesprächig, hatte so viel zu fragen und sich selbst zu beantworten, daß ich nicht zu Worte kommen konnte.

„Sie essen doch mit uns diesen Abend? Versteht sich. Werden mir dies Vergnügen nicht entziehen? Nicht doch, nicht doch!“

Ich entschuldigte mich, mußte schlechterdings nach Hause, war zufrieden, meinen Zweck erreicht, Mutter und Tochter mit einander ausgesöhnt zu haben — umsonst; man bestand darauf, ich müsse bleiben. Ich führte tausen-

derley Ursachen an, die mich zu eilen nöthigten; aber man achtete nicht darauf. Mitten unter diesen Capitulationen trat Jakob herein und bat die Frau Gräfin, auf eine Minute ins Nebenzimmer zu kommen, wo Jemand auf sie warte.

„Verzeihen Sie! Ich bin den Augenblick wieder bey Ihnen.“

Hier verschwand sie, schlug die Thür hinter sich zu, und so war ich denn allein. — Ich mochte ungefähr zehn Minuten gewartet haben, als ich zum Zeitvertreibe anfing, mich in dem prächtigen Zimmer ein wenig umzusehen. Um ein über einer Art von Cabinetsthür hangendes Gemählde in Augenschein zu nehmen, ergreife ich ein Licht, trete auf die Zehen, fange

aber an zu wanken, und lehne mich, um nicht zu fallen, stark gegen die Thür, die, obgleich ziemlich schwer, sich öffnet, und mich in eine lange Reihe von Zimmern sehen läßt. Die Neugier plagt mich, ich trete näher, und komme durch drey oder vier kleine Stuben, die alle zwar sauber, aber prunklos möblirt sind. Hier glaube ich am Ende meiner Laufbahn zu seyn, bemerke aber doch in einem Winkel noch eine Thür, die verschlossen ist. Um sie zu öffnen betaste ich das Schloß, finde einen kleinen Knopf, drücke daran, die Thür springt auf und — welch ein gräßlicher Anblick! — ich sehe einen nackten Leichnam auf einem Bund Stroh liegen.

Ich trete näher, betrachte ihn, und kann

meinen Augen kaum trauen. Der Kopf war ihm abgeschnitten; eine Keule und ein breiter, noch vom Blute triefender Säbel lag neben ihm. Ich schaudre vor Entsetzen zurück, wanke hinaus, und komme endlich wieder in den Saal. — Die Gräfin war noch immer nicht da. — Ich horche — tiefe Stille, Schweigen des Todes ringsumher! — Ich glaube etwas gehen zu hören, horche abermals — — nichts, kein Laut zu vernehmen!

Ich stand in tiefen Gedanken, wußte nicht, was ich thun oder lassen sollte. — Auf einmahl höre ich in der Ferne die Wehklage des Uhu. Dieß weckt mich aus meiner Betäubung, und mit den Schrecken eines gewaltsamen Todes, der mir vor Augen schwebt, erwachen auch zu-

gleich wieder Muth und Lust zu leben. — Entschlossen, das Äußerste zu wagen, zittere ich nicht mehr, befehle mich der göttlichen Vorsehung, öffne ganz leise die Thür, wodurch Jakob mich hereingeführt hatte, überlasse mich dem Zufalle, und komme (ich weiß selbst nicht, wie,) bis an die Straßenthür. Hier trete ich zu dem Verschlage ihres teuflischen Hüters. „Jakob!“

„Wer ist da?“

Ich. „Jakob, mache er die Thür auf!“

Jakob. (in rauhem Tone) „Was? Sind Sie's? Und Sie bleiben nicht hier?“

Ich. „Bitt' um Vergebung! Ich gehe wieder hinein. Allein die Frau Gräfin hat die Güte gehabt, mich zum Abendessen einzuladen, und so will ich denn nur erst den Miethkutscher

bezahlen und fortschicken, der Paulinen und mich hierher gefahren hat.“

Hier kam Jakob aus seinem Verschlage hervor, und betrachtete mich genauer, bemerkte aber, glücklicher Weise, bey dem matten Scheine seiner Lampe, nicht, in welcher großen Verwirrung ich mich befand.

„Sie können nur wieder zur Gesellschaft gehen; ich will den Kutscher schon ablohnen.“

Hier überfiel mich der Schrecken von neuem, ich hielt mich für verloren, und wollte ihm etwas antworten, das — mich vielleicht verrathen haben würde. Aber plötzlich klopft Jemand am Thorwege. — Jakob horcht — Man klopft abermals, aber auf eine ganz eigne, bedeutende Art. Nun läßt mich Jakob stehen,

und öffnet die Thür. Ich ziehe mich etwas zurück, und sehe zwey lange Kerle herein kommen, die, halb betrunken, dem Pförtner die Lampe aus der Hand taumeln. Dieser will die Thür wieder zuschließen, aber einer von ihnen ruft: „Warte doch! Unser Camerad ist noch draußen und will auch herein.“

„Jetzt oder niemals!“ denke ich, und schlüpfe unter dem Schutze der Finsterniß durch, indem der dritte von meinen Mördern neben mir eintritt.

„Wo willst Du hin?“ brüllt man hinter mir her.

Aber ich antworte nicht, sondern begebe mich aufs Laufen, und bin mit dem Schlage drey Viertel auf eins zu Hause. — —

Ich will hier nicht beschreiben, was ich alles dachte und empfand, als ich mich vom ersten Schrecken erholt hatte, und wieder zu mir selbst kam. Am folgenden Morgen stand ich sehr zeitig auf, ging zum Polizeylieutenant und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Er bat sich meinen Namen aus, versprach mir Genugthuung, empfahl mir aber auch zugleich die allerstrengeste Verschwiegenheit. Nun wurden freylich noch an ebendemselben Tage alle Bewohner jenes Mordpallastes eingezogen; allein ich bedaure noch bis auf diesen Augenblick, daß man nicht ein öffentliches Exempel an ihnen aufgestellt hat. Politische Ursachen und Verhältnisse — so sagte man mir von Seiten der Polizey — machten es nothwendig, sowohl

über die Art ihrer Bestrafung als über die ganze Geschichte überhaupt den undurchdringlichsten Schleyer zu werfen. — —

So weit der Held dieses schauderhaften Abentheuers, das besonders unerfahrnen jungen Leuten, für deren Herz die Stimme jener Sirenen oft nur zu verführerisch ist, und Fremden, welche Paris noch nicht kennen, zur Warnung dienen mag. Übrigens hatte die heillose Gräfin, die wirklich aus einem der berühmtesten Häuser in Neapel abstammte, in allen nur irgend bedeutenden Spielhäusern insgeheim ihre Aufpasser. War man glücklich und trug einen Gewinn davon, der der Mühe werth schien; sogleich war Jemand hinter einem, der seinen Wagen anbot, oder ein jun-

ges Mädchen, das gern zu Hause geführt seyn wollte. Kurz, es wurde immer so eingefädelt, daß der Glückssohn unter irgend einem Vorwande zu der Gräfin gerieth, wo er denn sein Grab fand.

Die Grassi, welche damals, als jene Geschichte vorfiel, etwa funfzig Jahr alt seyn mochte, war groß, schön gewachsen, braun von Haaren. Sie hatte lebhafte, sprechende Augen, einen majestätischen Gang, schien mit den Manieren der großen Welt vertraut zu seyn, und war die Perle verschiedener Spielhäuser, die sie zuweilen besuchte. Wer sie nicht genau kannte, der konnte unmöglich hinter dieser glänzenden Außenseite einen so nichtswürdigen, verworfenen Charakter suchen.

Pauline, ihre würdige Tochter, damals etwa 17 oder 18 Jahr alt, war eine reizende Blondine, deren blaue schmachtende Augen um Liebe zu flehen schienen, und deren Äußeres etwas Üppiges hatte, das dem ruhigen Beobachter gar bald ihr Herz verrieth. Übrigens hatte sie, groß und schlank, einen schönen Busen; sie gab sich die Miene der Sanftmuth, Geradheit und Empfindeley. Wenn man sie aber aufmerksam beobachtete, so war es nicht schwer, sie zu durchschauen.

9.

Herrlichkeiten und Trauerscenen.

Obgleich die vorhin in Reihen und Glieder gestellten Subjecte nie aufhören, einander, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder mit Neid oder mit Verachtung zu begegnen; so macht doch das Glück sich nicht selten einen Spaß daraus, sie, gleichsam zur Strafe, plötzlich aus einer Klasse in die andre zu werfen. Seine Laune, ingleichen der Geschmack, das Vorurtheil, der glänzendere oder mittelmäßige Vermögenszustand der entreteneurs machen zuweilen, daß die unbedeutende Dirne, um welche sich heute Niemand bekümmert, morgen allen ihren Genossinnen vorgezogen wird, und vielleicht nach

14 Tagen auf eben dem Boulevard, wo ihre Blicke so lange vergebens um einen Galan bettelten, in einem prächtigen Staatswagen daher rollt. Der Ladendiener mit erbärmlichen 1500 Livres Gehalt, der ihr so oft in seinem Dachstübchen ein Abendbrod gab, erkennet sie, und kann seinen Augen kaum trauen. Aber nur Geduld! Bald, bald sinkt sie in ihr voriges Elend zurück, und wird eine Beute der Lakayen, die, wenig Monate zuvor, hinten auf ihrer Karosse standen.

Wer vermag die Ursachen dieser täglich vorkommenden Glückswechsel alle zu ergründen, wer genau anzugeben, wie es zuging, daß Mamsell Deschamps, zu dem unermeßlichen Reichthum gelangte, der sie zur Verschwendung

verleitete, wovon ich vorhin geredet habe Eine vor kurzem verstorbene Operntänzerin hinterläßt ein ungeheures Vermögen an Kostbarkeiten und baarem Gelde. War sie schöner, hatte sie mehr Verstand, als eine andre? Nichts weniger als das! Aus der niedrigsten Volksklasse entsprungen, hatte sie nichts weiter für sich, als die Gunst des unergründlichen Schicksals, welches, nach Willkühr, Minister und Freudenmädchen, bald erhebt, bald stürzt.

Die Tummel- oder vielmehr Angelpläze aller sieben Klassen ohne Unterschied sind die Schauspielhäuser, die öffentlichen Gärten und die Spaziergänge; die Stationen der drey untersten Klassen aber vorzüglich das Palais royal, Theater Montansier und die Pläze, wo sich

verschiedene Straßen durchkreuzen, auf welchen letztern sich jedoch nur die niedrigsten Raccrocheusen aufzuhalten pflegen, um von dort aus jede vorübergehende Mannsperson — den Philosophen und den Handwerker, den Künstler und den Stallknecht, den Reichen und den Armen, den Funfzehnjährigen und den Funfziger — mit ihren unverschämten Anträgen zu belästigen. Auf diejenigen, welche im Palais royal und in dessen Nachbarschaft wohnen — ihrer sollen über 1800 seyn — fuhr vor einigen Monaten ein schwerer Donnerschlag herab, indem ihnen streng untersagt ward, sich am Tage innerhalb der Ringmauern und in dem Garten jenes Pallastes, wo sie bis dahin nur zu häufig den ehrbarern Spaziergängern beyderley Ge-

schlechts Ärgerniß gaben, öffentlich sehen zu lassen; ein Verbot, welches ihnen Anfangs um so heiliger war, da die Übertreterinnen desselben, außer der Gefängnißstrafe, auch zur Arbeit verurtheilt wurden. Aber — ist vielleicht dieser letzte Artikel durchgestrichen worden? — man bemerkt jetzt zuweilen schon wieder eine, die, obgleich nur im Fluge, den Garten durchstreicht, und es steht zu erwarten, daß er in kurzem wieder ihr allgemeiner Sammelplatz werde.

Was das im Palais royal befindliche, nach seiner Eigenthümerin benannte Theater Montansier und dessen Foyer betrifft, so sind beyde eine zu merkwürdige Erscheinung in der moralischen Welt, als daß ich nicht einige

Worte darüber sagen sollte. Man gibt hier täglich von halb acht bis eilf Uhr vier, fünf, zuweilen sogar sechs Stücke, oder vielmehr Possen niedrigkomischer Art, die ganz für den Geschmack des Publikums berechnet sind, welches man hier vorfindet, und das größtentheils aus Buhlerinnen und ihren Müttern, Nachtreterinnen, Galanen und Kundleuten besteht. Ungeachtet indessen die scharf gesalzenen, nicht selten pöbelhaften und schmutzigen Scherze, welche Thalia hier auftischt; diesen Liebhabern der Kunst genug Stoff zum Lachen darbieten; so sind es doch eigentlich nicht die Stücke, sondern die Pausen zwischen denselben, welche ein so zahlreiches Publikum herbey locken: denn während der Vorhang auf

dem Theater fällt, wird er im Foyer unter weit glänzendern und reizendern Ansichten wieder aufgezogen.

Dieser Foyer ist ein langer, geräumiger, erst ganz kürzlich wieder von neuem mit Tapeten, großen Wandspiegeln, Leuchtern und geschmackvollen Möbeln ausgezierter, mit einem Kamine (Foyer) versehener Saal, worin Alles, was die Logen und das Parterre Schönes, Liebelustiges oder Neugieriges enthalten, sich während der Pausen — welchen die gütige Direction, aus Achtung für ihr Publikum, wenigstens gleiche Länge mit den Stücken giebt — zu versammeln pflegt, um zu gaffen, zu liebäugeln, zu unterhandeln, Verträge zu schließen u. s. w. Unter diesem Gemische von figuriren-

den Personen befinden sich denn auch immer, gleichsam als von ungefähr, verschiedene Polizeybediente und Polizeyspione; nicht eben um die erwähnten Verträge zu untersiegeln (denn diese sind gewöhnlich ohne alle öffentliche Autorität gültig), sondern um das Dichten und Trachten der Menschenkinder zu beobachten; als von welchem Studium diese Herren ganz besondere Liebhaber sind. Indessen muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie dem hier commercirenden Publikum, so lange dasselbe nur nicht zu groben Thätlichkeiten schreitet, nicht den mindesten Zwang auflegen, wogegen denn dies sich auch nicht sonderlich um sie zu bekümmern, oder vielmehr, gar keine Notiz von ihnen zu nehmen scheint.

Noch anziehender und für den Beobachter geeigneter als der Foyer, ist die an der einen Seite desselben befindliche Galerie, von welcher herab man Alles, was im Saale vorgeht, mit einem Blicke überschauen kann. Man kommt gelassen und wohlgemuth herein, hat seine Contre-Marque ganz unbefangen in der Hand, trillert ein so eben vernommenes Bänkelsängerlied und sieht Mädchen — ja! Mädchen — schön, wie Engel, geputzt, wie Huldgöttinnen, reizend, schlau, schalkhaft, zärtlich, üppig und — wer weiß, was noch Alles mehr! Kein Wunder, daß am Foyer Montansier Alles lichterloh brennt! Kein Wunder, wenn nicht leicht Jemand davon zurück kommt, ohne sich wenigstens versengt zu haben! Kein Wunder, wenn

das ganze Haus in Flammen aufginge! welches letzte indessen der Direction nicht willkommen seyn würde, denn diese hat zwar gar sehr auf das Brennen, aber keinesweges aufs Verbrennen gerechnet.

Man nehme sich indessen ums Himmels willen in Acht, jene Feengestalten am Tage zu beschauen; denn die hohlen Augen, die eingefallenen Wangen, die blauen Lippen, die gelben, ledernen Hände, mit einem Worte, das ganze scheußliche Skelett ausgemergelter Wollust könnte einen gar leicht auf den Gedanken bringen, das ganze Theater nebst dem Foyer und allen seinen Herrlichkeiten für ein Traumbild zu halten; und das hieße doch wirklich die Neugier sehr theuer bezahlen! — Aber im

Ernste, wo in der sittlichen Welt findet man noch ein solches Schauspiel; ein Schauspiel, das, auf Liederlichkeit berechnet, Liederlichkeit befördernd, und von Liederlichkeit unterhalten, öffentlich geduldet und privilegirt wird? — Man muß hoffen, daß das Gerücht gegründet ist, welches versichert, die Regierung werde nächstens das Theater Montansier, nebst einigen andern von gleichem Gelichter, auf ewig verschließen lassen. —

Gewöhnlich hat jedes Freudenmädchen, neben ihren Kundleuten, auch einen Souteneur, das heißt, eine Art von Liebhaber, der, im Nothfall sich ihrer annimmt, und ihr Vertheidiger ist: diese Ehre wird meistens ihrem Friseur, oder irgend einem Lakayen, oder einem

Limonaden-Umträger zu Theile, von welchen Allen Niemand etwas zu fürchten hat, indem es sehr friedfertige Creaturen sind. Aber die Dirnen der niedrigsten Klassen, welche die Larve gänzlich ablegen, und ihr Handwerk, ohne alle Scheu und Schaam, öffentlich treiben, übertragen jenes Amt einem derer nichtswürdigen Buben, die weder Dach noch Fach haben, und die bloß vom Stehlen und Kuppeln leben. Um ihren würdigen Busenfreundinnen nicht in ihrem Gewerbe hinderlich zu seyn, entfernen sie sich am Tage, streifen von Zeit zu Zeit einmahl vor dem Hause vorbey, oder kommen, im Nothfall, auch wohl herein, welches außerdem nie anders, als zur Zeit des Essens und Schlafengehens, geschieht. Hat

ihre Dulcinea Gesellschaft, so verschleudern sie ihre Zeit, und übernachten in einer Tabagie, Billardstube, Spielkneipe oder in irgend einem andern Winkel, der für dergleichen Schandbuben, die nichts als Betrug und Schelmerey kennen, geeignet ist. Übrigens suchen sie sich nur allzu gern an Fremde, oder an junge Leute anzuschließen. Aber wehe demjenigen, der ihnen in die Hände fällt! Bis auf den letzten Heller ausgeplündert zu werden ist das gelindeste, worauf er rechnen kann. Zum Glücke hat die Polizey stets ein wachsames Auge auf diese Leute, deren Äußeres nicht selten sehr einnehmend ist, und die, ohne die stete Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit, jeden Tag durch neue Verbrechen bezeichnen würden. —

Zuweilen begegnet einem Abends auf der Straße eine Schildwache, die in dem einen Arme das Gewehr, an dem andern aber ganz galant ein Mädchen hat, während der Kamerad eine alte Matrone hinterherführt. Das bedeutet eine Aufhebung, verhängt, entweder weil es Lärm in der Wirthschaft gab, oder weil das Strafgericht endlich herein gebrochen ist. Die junge Dame, an dies Gepränge noch nicht gewöhnt, will vor Jammer vergehen, und lamentirt erbärmlich; die alte hingegen, ungleich gestählter, bietet ihrem Führer, dem Soldaten, die Stirne. Übrigens sind gewöhnlich Beyde im Negligé, ja nicht selten in der größten Unordnung; denn man läßt ihnen nicht Zeit, sich erst anzukleiden, und sie würden bisweilen

bisweilen die Röcke verlieren, wenn sie sie nicht mit der Hand hielten.

Der Zug geht eilfertig mitten durch den Koth nach der Wohnung des Polizey-Commissars, der die Aufhebung verfügt hat; der Pöbel läuft zusammen und lacht, worüber die Eine sich die Haare ausrauft, während die Andere, dem Ungewitter Trotz bietend, ein Liedchen singt. So führt man sie in die Verhörstube vor den jungen Actuarius, der zwey alte Bekannte in ihnen erkennet, aber darum das Protokoll nicht mildern darf. Sie geben ihre Vor- und Zunahmen, oder vielmehr diejenigen Nahmen an, welche sie anzunehmen für gut finden, ehe man sie nach dem Strafgefängnisse abführt. Übrigens werden bey der Abfassung

des Protokolls alle Vergehungen, deren man sie beschuldigt, ohne Metapher beym rechten Nahmen genannt; denn der Polizey-Commissar, und sein Assistent, sind an das Idiom der Bordelle gewöhnt, wie der Professor an die Kunstsprache des Katheders.

Während man protokollirt, nehmen die Damen Gelegenheit, ihre Beschützer von diesem unerwarteten Unglücksfalle zu benachrichtigen. Sie kommen an; aber ihre Währwolfsgesichter vermögen die Dulcineen nicht loszumachen. Man führt diese vielmehr ab, und die Eine, nicht selten ein Kind von 14 Jahren, weint bitterlich, während die unverschämte Alte ihre Stirn mit Rhinoceroshaut waffnet.

Während der alten Regierung geschahen dergleichen Aufhebungen alle Woche, und zwar mitten in der Nacht, wobey man denn weder auf die dadurch gestörte häusliche Ruhe, noch auf die Mißhandlungen, welche dabey vorfielen, noch auf das Unglück, das daraus entstehen konnte, wenn die Eine oder Andre dieser Creaturen schwanger war, Rücksicht nahm. Man schleppte sie alsdenn nach dem Gefängnisse in der Straße St. Martin, wo sie bis zum letzten Freytage des laufenden Monats blieben. An diesem Tage mußten sie vor dem Polizeycommissar erscheinen, das heißt, auf den Knien ihr Urtheil anhören, welches in Einsperrung in die Salpetriere bestand. Bey dieser Verurtheilung verfuhr man um so willkührlicher,

da ihnen weder Advokat, noch Consulent, noch Schutzredner gestattet wurde.

Am folgenden Morgen lud man sie auf einen langen, unbedeckten Wagen, worauf sie an einander gedrängt stehen mußten, und nun ging der Zug, am hellen Tage, durch einen großen Theil der Stadt. Die eine weinte, die andre wehklagte, die dritte bedeckte sich das Gesicht; die frechsten ließen sich ganz gelassen vom Pöbel begaffen, bezahlten seine Zoten mit gleicher Münze, und boten allen Schmähungen Trotz, womit man sie den Weg entlang überhäufte. Man kann leicht denken, daß durch dergleichen öffentliche Auftritte manches Ärgerniß veranlaßt wurde. Nur diejenigen, welche die Nase etwas höher trugen, ingleichen die Ma-

tronen, welche Geld hatten, erhielten die Erlaubniß, in einem bedeckten Wagen zu fahren. Bey ihrer Ankunft in der Salpetriere untersuchte man ihren Gesundheitszustand, trennte die Angesteckten von den übrigen, und schickte jene nach dem Bicetre, wo sie denn entweder genasen, oder wo sie ihren Tod fanden.

Mehrere von diesen Mißbräuchen sind jetzt abgeschafft. Wohl bedeckte und verschlossene Wägen, eine Art beweglicher Gefängnisse, bringen die Verbrecherinnen in der Stille an ihren Bestimmungsort, und ersparen dadurch dem Publikum manches Skandal. Auch sind die Gefängnisse, deren Greuel und Schrecken alle Vorstellungen übertrafen, in den neuern Zeiten verbessert worden. Man hat sie gerei-

nigt, hat die Luft darin verbessert, und den unglücklichen Bewohnerinnen derselben nicht nur eine mildere Behandlung, sondern auch Gelegenheit verschafft, durch den Ertrag ihrer Arbeiten sich selbst ihr Schicksal zu erleichtern, statt daß man sie, bis zu dieser von dem patriotischen Malesherbes angefangenen Reform, ihre Tage im Müssiggange und Muthwillen vergeuden ließ.

Denjenigen Matronen, welche überführt wurden, rechtlicher Leute Töchter verkuppelt zu haben, ward ehmals eine eigne Art von Strafe zuerkannt, die aber — nach dem Sprichworte dat veniam corvis vexat censura columbas — gewöhnlich nur eine Trödlerin der untersten Klasse traf, die sich zu Schulden kommen ließ,

ein armes Mädchen zu verführen. Um diejenige, welche das Handwerk im großen trieb, und die den Fremden, den Prälaten, den Herren mit Sternen und Ordensbändern Liebesdienste erwiesen hatte, bekümmerte man sich nicht. Indessen konnte doch die berüchtigte Claire Montigny, welche, wegen ihres Glanzes und ihrer Talente, vorzugsweise die Mama hieß, sich nur durch eine Geldbuße von 300000 Livres von der Eselsprozession (denn darin bestand jene Strafe) loskaufen; eine Ausgabe, die sie so gänzlich zu Grunde richtete, daß sie in der größten Armuth, mit Aussatze bedeckt, in einem Dachkämmerchen der Straße Rohan starb. Übrigens ging es bey der Eselsprozession folgender Maßen zu.

Voran marschirte ein Trommelschläger, als-denn kam ein Gerichtsdiener mit einer Pike in der Hand, hierauf ein Knecht, welcher den Langohr, worauf die Matrone rücklings (das Gesicht nach dem Schwanze des Thiers zugekehrt) saß, am Zaume führte. Ein zierlicher Strohkranz krönte das Haupt der Dame, ihre Brust und ihr Rücken prangten mit der Fractur-Inschrift: Kupplerin. Der Pöbel, Freude trunken Hut und Mütze in die Luft werfend, schloß den Zug, und überschüttete die Matrone mit Segnungen, die, wie man leicht denken kann, eben nicht in den züchtigsten Ausdrücken abgefaßt waren.

Seit mehrern Jahren hat man indessen dies Schauspiel eingestellt; nicht, weil es an

Personen zur Hauptrolle fehlte; sondern, weil es zu vielen unanständigen Auftritten und Bemerkungen Anlaß gab, ohne doch sonderlichen Nutzen zu stiften; denn die verworfne Creatur, welche dabey paradirte, hatte für die Schande, womit man sie bestrafen wollte, ungefähr eben so viel Gefühl, als der Esel, welcher sie trug. Ja, sie war sogar zuweilen frech genug, um der allgemeinen Verachtung Hohn zu sprechen, und, unterwegs an einem Hause hinaufblickend, überlaut zu sagen: „Dort, im zweyten Stockwerke, stehen auch ein paar Mamsellen am Fenster, die die Sprode spielen; sie kennen mich indessen recht gut, darum kriechen sie jetzt hinter die Gardinen.“ —

Aber wie ist es möglich (wird der Leser fragen), daß eine so große Anzahl von Weibspersonen sich zu einer Lebensart entschließen kann, wobey Gesundheit, Leben und Ehre beständig in gleicher Gefahr stehen, und, die wenigstens neun Zehntel derselben mit Aufopferung Eines oder des Andern von diesen büßen? — Es gibt der Veranlassungen dazu gar mancherley; die vorzüglichsten sind: schlechte Erziehung, übertriebene Strenge der Ältern und der Vorgesetzten, betrogene Liebe, unglückliche Ehen, körperliche Constitution, Mangel, Arbeitsscheue, Habsucht, Prachtliebe, und Verführung. Dazu kommt noch die besondere Einrichtung des Pariser Hauswesens, vermöge deren man die meisten wirthschaftlichen Arbeiten,

z. B. Reinigung der Zimmer, Bettmachen, Stubenheizen, Kochen, Aufwaschen des Küchengeräths, Ausklopfen der Kleider, u. s. w., welches alles in Deutschland durch Mägde, Köchinnen, Hausjungfern, und wie sie sonst heißen, besorgt wird, männlichen Dienstboten überträgt, wodurch eine zahlreiche Menge Weibspersonen, die ohne Beschäftigung und Erwerbsmittel bleiben, um so mehr in Gefahr gerathen, den Lockungen der Wollust Gehör zu geben. Viele derselben finden freylich ihren Unterhalt durch Nähen, Stricken, Sticken, und Verfertigung von Modewaaren; aber die große Concurrenz, ingleichen der niedrige Geiz der Leinwand-, Kleider-, und Modehändler schmälern den Erwerb so sehr, daß er kaum zur

Anschaffung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse hinreicht.

Wer vermag übrigens den Schaden zu berechnen, und wer die Folgen alle zu überschauen, welche aus jenem Sittenverderbnisse entstehen. Man gewahrt sie täglich auf tausend Gesichtern, in unzähligen Vorfällen, in allen Gesellschaften. Die jungen Mannspersonen haben bey den Dirnen und an den verdächtigen Örtern, die sie so häufig besuchen, einen Ton angenommen, den sie in den anständigsten Zirkeln, und in Gegenwart der achtungswürdigsten Frauenzimmer, nicht ganz abzulegen vermögen; einen Ton, der, fern von aller Feinheit, in einer Menge ungezogner Späße, Zweydeutigkeiten, und anstößiger Erzählun-

gen bemerkbar wird. Die Pariser haben in diesem Betracht alle Ursache, von sich zu sagen, was Juvenal von seinen Landsleuten behauptet:

. . . . Nil superest, quod nostris moribus addat
Posteritas; idem cupient facientque minores.

10.

Officiers de Santé.

Es würde höchst unbarmherzig und unverantwortlich seyn, wenn ich, zumahl in Paris, meinen Leser nicht von den Buhlschwestern zu den Ärzten führte; denn unter jenem allgemeinen Namen versteht man hier Ärzte, Chirurgen, Geburtshelfer und Bruchschneider, welche drey letzten denselben ihrer eigentlichen Benennung gern vorziehen, um unter dessen Unbestimmtheit für doctores medicinae rite promotos mit durchgehen, und um in dieser Qualität practiciren zu können. Da ich vielleicht anderswo Gelegenheit nehmen werde, über den Zustand des Medicinalwesens in Frankreich

ausführlich zu reden; so beschränke ich mich hier nur auf einige allgemeine Bemerkungen.

Wenn man auf der einen Seite wohl nicht leicht an irgend einem Orte in der Welt häufiger als hier in Versuchung geräth, seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen; so hat man dagegen, auf der andern, auch nirgends mehr Gelegenheit, dieselbe wieder herzustellen — oder soll ich lieber sagen, völlig zu Grunde zu richten? — denn der Almanac de Paris nennt allein über achtehalb hundert privilegirte Officiers de Santé. Rechnet man zu diesen die unzunftmäßigen Pfuscher, die Geheimnißkrämer, und die Charlatane, deren Anzahl Legion ist; so läßt sichs kaum begreifen, wie in Paris noch nicht allein Ärzte, sondern Menschen überhaupt leben kön-

nen. Ich kenne einige Practiker von großen Kenntnissen und Einsichten, die ihren Ruhm mit Recht verdienen; aber fast möchte ich hinzusetzen: Numero vix sunt totidem, quot divitis ostia Nili. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt; welches sogar bey weiten von den mehrsten gilt, die wirklich im Rufe stehen.

Eine Eigenschaft, wodurch die Praktiker in Paris sich, gleich beym ersten Anblicke, von den mehrsten ihrer deutschen Amtsbrüder unterscheiden, ist eine gewisse Redseligkeit, die, fast Allen ohne Unterschied eigen, zum Theil durch den Nationalcharakter erzeugt und nothwendig gemacht wird, und sehr häufig in eben dem Grade zunimmt, in welchem Talent und Erfahrung

abnehmen. Freylich, wer hier Beyfall finden, wer sein Glück machen will, der muß vor allen Dingen schwatzen können. Er mag immerhin weniger Kenntnisse besitzen, wenn er nur seinen kleinen Vorrath gehörig auszukramen, und ins Licht zu stellen, besonders aber seine glücklichen Curen mit gebührendem Aufwande von Worten zu erzählen weiß. Dazu gehört allerdings ein gewisser Grad von Charlatanerie; allein stille Bescheidenheit ist ein Verdienst, welches hier nicht einmal erkannt, geschweige denn hervor gezogen wird, und ich bin überzeugt, die mehrsten unserer großen ältern Ärzte würden mitten in dem siechen Paris, ihrer Einsylbigkeit wegen, Hungers sterben, während ein geschwätzigerJchling, obgleich übrigens nicht werth,

ihnen die Schuhriemen aufzulösen, Gold und Bewunderung einärntete.

Nicht selten artet indessen jene Redseligkeit, durch Ehrgeiz und Brodneid verleitet, in Lästersucht aus; man sucht sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder zu erheben, zuckt die Achseln über sie, erzählt von ihnen wahre oder erdichtete Anekdoten, oder, wenn man etwas feiner verfahren will, so lobt man sie, nimmt aber durch ein angehängtes Aber soviel davon zurück, daß nichts als die bittre Schaale davon übrig bleibt. Man findet leider freylich auch in Deutschland zuweilen Practiker, die den Namen des Arztes durch dergleichen Niederträchtigkeiten entehren; allein sie gehören doch zu den Ausnahmen von der Regel. Hier hin-

gegen scheint die Schmähsucht, zugleich mit der Concurrenz, zuzunehmen, und die Regel auszumachen, von der ich bis jetzt nur wenig Ausnahmen habe kennen gelernt. Das lächerlichste ist, daß es dabey gewöhnlich geht wie in der Fabel, wo ein Krebs dem andern vorwirft, daß er nicht vorwärts marschiren könne.

Unter diesen Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie es zuweilen bey den sogenannten Consultationen hergeht. Man pflegt nämlich in Paris, bey jeder nicht völlig unbedeutenden Krankheit, drey bis vier Ärzte zugleich zu Hülfe zu rufen; wie es scheint, um durch ihre Quantität zu ersetzen, was etwa der Qualität abgeht. Obgleich in dergleichen

Fällen der Haus-Arzt des Kranken gewöhnlich ein Wort mehr zu sagen hat, so entscheidet doch die Mehrheit der Stimmen, und es gibt dabey zuweilen Auftritte, welche denen, die Moliere und andere Theaterdichter auf die Bühne gebracht haben, an Lächerlichkeit und Anstößigkeit nichts nachgeben. Auch mag der Kranke sich Glück wünschen, wenn sie nicht in seiner Gegenwart und auf seine Unkosten vorfallen, wie ich davon erst vor kurzem ein merkwürdiges Beyspiel sah. Der Patient hatte nämlich drey Ärzte, welche darüber einig waren, daß die ersten Wege gereinigt werden müßten. Aber es fragte sich, ob das nach oben oder nach unten zu geschehen sollte. Der Haus-Arzt wollte ihn purgiren, die beyden Andern hinge-

gen bestanden darauf, er müsse ein Brechmittel nehmen. Nachdem man lange, wenn nicht in bester Form, doch wenigstens nach besten Kräften, gestritten hatte, mußte der Haus-Arzt, welcher sich überstimmt sah, nachgeben. Doch machte er's ausdrücklich zur Bedingung, daß der Kranke wenigstens den folgenden Tag nach dem Brechmittel purgirt würde; welches man ihm denn zugestand, und dadurch den collegialischen Frieden wieder herstellte. — Und was ward aus dem Patienten? — Je nun, er untersiegelte denselben nach oben und unten, und genas nachher so gut er konnte. —

Im verwichnen Winter veranlaßte der öftere schnelle Wechsel der Witterung in Paris, und in den umliegenden Gegenden, welche die

leichte Modetracht der Hauptstadt nachahmten, eine Krankheit, die die Französischen Ärzte, denen es nicht leicht an Namen und Worten fehlt, la grippe nannten. Im Norden Europens (wo sie, bey einem ähnlichen, die Ausdünstung plötzlich unterdrückenden, Wetter, vor einigen Jahren herrschte) behandelte man dieselbe mit diaphoretischen Arzneyen, denen man, wo Anzeigen dazu vorhanden waren, ein Brechmittel voranschickte, und ich erinnere mich nicht, daß auch nur ein Einziger daran gestorben wäre. Hier hingegen, wo man mit Aderlassen und Purgiren dagegen zu Felde zog, wurden (wie man auch in den Deutschen Zeitungen gelesen hat) innerhalb wenig Wochen mehrere tausend Menschen hinweggerafft, so daß man

nicht leicht eine Familie fand, die nicht einen nahen Verwandten, oder einen Freund zu beweinen hatte.

Endlich gerieth die gelehrte Facultät auf den Gedanken, daß schweißtreibende Mittel von Nutzen seyn könnten. Man versuchte sie, der Tod ließ seine Sichel fallen, und die Söhne des Äskulap riefen auf allen Gassen Victoria, das heißt, sie ließen ein Flugblatt bekannt machen, welches dem Publikum die diaphoretische Methode, als probat empfahl. Man befolgte dieselbe, befand sich wohl dabey, und die jungen Damen vergaßen nun den Verlust ihrer Gatten, Väter, Brüder u. s. w. um so eher, da die Stutzer versicherten, daß ihnen die Trauerkleider ganz allerliebst stünden.

Glücklicher (Dank sey es der guten Mutter Natur) ging es mit der unmittelbar auf die Grippe folgenden, fast allgemeinen Augen-Entzündung, die das Publikum, besonders die weibliche Hälfte desselben, um so mehr in Schrecken setzte, da man dabey nicht nur nicht sehen, sondern sich auch nicht sehen lassen konnte. Daher ward bey dem berühmten Oculisten Granjean der Zulauf so überhäuft, daß er sich genöthigt sah, an seine Hausthür anschlagen zu lassen: „Die im Schwange gehende Augenkrankheit ist nicht gefährlich, und bedarf daher keiner Arzneymittel. Wer ja etwas thun will, der wasche sich die Augen mit Eibisch- oder mit Rosenwasser.“ — Einige Tage nachher war das Übel gänzlich verschwunden. —

Eine dem Publikum nicht selten lästig werdende Gewohnheit der Officiers de Santé, besonders der Chirurgen, ist das öffentliche Austheilen gedruckter Zettel, wodurch sie ihre Künste — unter denen die gründliche Cur der venerischen Krankheiten immer oben an steht — und Geheimnisse feil bieten. Diese Vertheilung geschieht gewöhnlich durch Weibspersonen, die sich an die gangbarsten Straßen postiren, und die diese Papiere den Vorübergehenden in die Hände stecken; vorzüglich kann man nicht über den pont neuf und durchs Palais royal (von welchem letztern sie alle Hauptzugänge besetzt zu halten pflegen) passiren, ohne wenigstens ein halbes Dutzend Zettel zu bekommen. In einem andern Lande würde

man es für unanständig und für beleidigend halten, Jemanden, zumal öffentlich und durch ein Frauenzimmer, Mittel gegen Bruchschäden, Krätze, und venerische Krankheiten anbieten zu lassen. Aber hier, wo man daran gewöhnt, und, wo das Bedürfniß dieser Mittel oft so dringend ist, denkt Niemand daran.

Gegen ein vollständiges Verzeichniß aller der Heilkünstler und Curirmeister, welche sich, auf die erwähnte Art, Kundleute zu verschaffen suchen, würde Homers καταλογος νηων nur eine armselige Figur machen. Diejenigen, deren Namen mir am öftersten in die Hände gerathen, sind: Chauberge, (auf einigen Zetteln nennt er sich Chaufelberger), Claude, Colombier, Ducluzeau, Fleury, Lambon, Mar-

tinon, Monties, Neuville und Paris. Ganz vorzüglich hat Martinon das Verdienst, das Pariser Publikum tagtäglich mit weichem Papiere zu versehen. Ich will sein Programm, (denn unter diesem prahlerischen Titel pflegt man die Zettelchen gewöhnlich auszugeben), welches, statt aller übrigen, zur Probe dienen mag, im Auszuge mittheilen.

Die Überschrift besagt nichts geringeres, als: maison de Santé, worunter Herrn Martinons genau bezeichnete Wohnung verstanden, und dabey sorgfältig erinnert wird, daß man bey ihm unbemerkt aus und eingehen könne. Hierauf folgen seine Titel; er nennt sich unter andern Docteur en Chirurgie, ancien Médecin, der seit 25 Jahren practicirt, u. s. w.

Er heilt alle venerische Krankheiten unentgeldlich — das heißt, er läßt sich nur die Arzeneyen bezahlen — aus dem Grunde, und in sehr kurzer Zeit; gewöhnlich sind 12, bey den hartnäkkigsten Übeln 20 Tage zur völligen Genesung hinreichend. Unzählige Menschen verdanken ihm ihre Wiederherstellung.

Das Mittel, wodurch er diese Wunderdinge leistet, besteht in einem blutreinigenden vegetabilischen Syrup — als ob es auch animalische oder mineralische Syrupe gäbe! — den er, wie leicht zu erachten, selbst und allein verfertigt, und dessen Tugenden nunmehr weitläufig auseinander gesetzt werden. Er ist in kleinen Gaben wirksam, schmeckt gar nicht übel; man kann sogar auf Reisen sich selbst damit curi-

ren, ohne einen Arzt zu Rathe zu ziehen, man braucht keine besondere Diät dabey zu halten, u. s. w.

Hierauf folgt ein polemischer Artikel, worin das Publikum vor gewissen Personen gewarnt wird, die, aus Neid über Herrn Martinons wohlerworbenen Ruhm, sich erfrechen, sein unvergleichliches Mittel nachzumachen. Um dergleichen Verfälschungen zu verhüten, versiegelt er die Flaschen, zwar nicht mit Salomons, aber doch mit seinem eignen Petschafte.

Den Schluß macht ein langes Verzeichniß von Krankheiten, welche er, eben so schnell und unfehlbar, heilt, zumahl, wenn man außer jenem Syrup, das sogenannte Amerikanische

Elixir gebraucht, welches er verkauft, und wobey man 120 Jahr alt werden kann.

Sein College Monties hingegen redet von gewissen Ärzten, welche unter dem Namen des vegetabilischen Syrups nichts als aufgelösten Sublimat verkaufen, und damit ihre Mitbürger langsam vergiften. Ja Lambon sagt sogar, daß er nicht, wie gewisse, das leichtgläubige Publikum hintergehende Empiriker, sich mit Geheimnißkrämerey befassen, oder seine Patienten innerhalb 12 bis 14 Tagen wiederherstellen könne. — Nun, wem das Kleid paßt, der ziehe es an. Weit genug ist es, zumal in Paris. — —

Was das Apothekerwesen betrifft, so ist dasselbe hier gerade so beschaffen, wie es in

einer Stadt seyn kann, wo man, bey einer Anzahl von mehr als hundert und sechzig pharmacies, die Medicinalpolizey, kaum dem Namen nach, kennt. Aufgeblasene, unwissende Prinzipale; Gehülfen, die zwar beydes weniger sind, aber in den bessern Apotheken Deutschlands noch einige Jahre zu lernen haben würden; die einfachen Arzneymittel, alt, verlegen, voll Staub und Schmutz, nicht selten nach Moder riechend; die zusammengesetzten schlecht, oder höchstens mittelmäßig zubereitet, nicht selten verdorben; mehrere, der wirksamsten Zubereitungen auch nicht einmal dem Namen nach bekannt; dagegen eine Menge kraftloser Wasser, nebst einem Wuste von pomphafter Kraft, den man aus den deutschen Officinen

längst ausgefegt hat; die Preise ungeheuer, oder vielmehr ganz willkührlich; Unreinlichkeit und Unordnung überall herrschend — das ist die Regel, welche leider nur sehr wenig Ausnahmen leidet.

Wer dies Gemählde für übertrieben hält, der gehe *in eine Pariser Apotheke*, und beobachte. Es gibt deren freylich einige, welche jene Vorwürfe weniger treffen, und die man daher vergleichungsweise vortrefflich nennen könnte. Aber was man hier in dieser Hinsicht vorzügliches findet, das würde in den größern *Städten* Deutschlands immer noch eine sehr mittelmäßige Figur *spielen*. Zum Belege nur ein paar Beyspiele, deren ich übrigens hundert anführen könnte. Von Spießglasseife,

Gujakseife und salzsaurer Schwer-Erde hat hier noch Niemand etwas gehört. Sassafras-, Valeriana- und mehrere ätherische Öle sind nicht zu haben; eben so wenig Quassien-Extract und wäßriges Myrrhen-Extract. Jenes möchte noch hingehen, zumahl, da demselben einheimische bittre Extracte substituirt werden können. Wenn man aber, statt des Myrrhen-Extracts, das Pulver der Myrrhe unterschiebt, wenn man dabey behauptet c'est egal, oder sich wohl gar stillschweigend für Extract bezahlen läßt; so ist das ein Gallicismus, welchen wohl nicht leicht ein erfahrner Arzt und ein ehrlicher Mann genehmigen wird.

Übrigens kann man vom Glücke sagen, wenn der Apotheker aufrichtig genug ist, zu bekennen:

ich habe das nicht, ich kann (oder auch nur ich mag) es nicht zubereiten. Allein wie man überhaupt selten einen Franzosen finden wird, der nicht Alles vollkommen versteht, besser als jeder andere Erdensohn versteht; so trifft man auch besonders nur äußerst selten einen pharmacien, der nicht Alles zuzubereiten weiß, nicht mit Allem tout de suite aufwarten kann. Aber, man lasse sich doch ja Alles zuvor einzeln zeigen, untersuche es genau, lasse es durch alle Sinne die Musterung passiren, wenn man nicht ein Quiproquo haben will, deren hier täglich unzählige vorfallen. Sind die zusammengesetzten Arzeneyen erst gemischt, so will ich den Chemiker sehen, der mit allen Hülfsmitteln der Scheidekunst, und mit Demosthenes Be-

redtsamkeit, einen Pariser Apotheker überführt, daß er unredlich oder als ein Ignorant gehandelt habe. Die sogenannten versüßten mineralischen Säuren, welche die Zähne stumpf machen, der liquor terrae foliatae tartari, der fast nur aus mit Wasser verdünntem Essig besteht, nebst vielen andern, noch weit schlechtern Dingen, werden für unverbesserlich gelten, und als solche bezahlt werden müssen.

„Haben Sie gute rubia tinctorum? (Färberröthe)“ fragte ich vor kurzem den Provisor einer im Rufe stehenden Apotheke. — „O versteht sich, versteht sich (war die Antwort); von ganz vorzüglicher Güte!“ Er pirouettirte die Leiter hinauf, und holte mir ein Glas mit rother Tinctur herunter; so hatte nämlich

er, der kein Latein verstand, sehr sinnreich sich jene officinelle Benennung übersetzt. Übrigens geht es vielen Prinzipalen (die gewöhnlich nebenher frisch darauf los practiciren) und Ärzten, welche letztern ihre Recepte meistens in ihrer Muttersprache abfassen, mit dem Latein nicht um ein Haar besser.

Ein Arzt von meiner Bekanntschaft verschrieb einem skrophulösen Patienten Pillen aus gleichen Theilen Spießglasmohr, Enzian- und Schwalbenkraut-Extract. Da indessen die Extracte, wie gewöhnlich, zu wäßrig waren; so hatte die Masse nicht Consistenz genug gehabt. Ein deutscher Apotheker würde ohne Zweifel Enzian- oder ein anderes bitteres Pulver hinzugesetzt haben. Aber nicht so der Franzose. Er,

eben so sinnreich als sparsam, nimmt ein tüchtiges Stück Honigkuchen, und drechselt daraus Pillen, wie sie nur immer seyn müssen. Man kann leicht denken, was die Zuckersäure des süßen Teiges, zumahl in Verbindung mit dem Spießglasmohre, in dem ohnehin mit Säure überladenen Magen des Patienten für eine Wirkung hervorbrachte.

Das heißt wohl recht, wie der gemeine Mann in Deutschland zu sagen pflegt: Der Henker traue dem Apotheker.

II.

Gespräch zwischen zwey Hunden.

Nach Cervantes und Florian.

II

Gespräch zwischen zwey Hunden.

Nach Cervantes und Tieck.

Der Verfasser des Don Quixotte erzählt uns in dem Vorberichte zu einer der Novellen, worin er mit der ihm eignen komischen Laune das Sittenverderbniß seines Zeitalters rügt, daß ein Kranker im Hospitale zu Valladolid des Nachts zwischen den beyden Hunden, welche dasselbe bewachten und die wir hier Tiras und Sultan nennen wollen, eine Unterredung vernommen habe. Wir theilen sie hier dem Leser mit, und verbinden damit, außer der Episode Albertine — einem Seitenstücke zur Matrone von Ephesus — um die Einförmig-

keit einer unserm Geschmacke fremden Dichtung zu vermeiden, die Novelle Rinconet und Cortadillo, in der eine Menschenklasse geschildert wird, die man jetzt, wenige Nationalzüge abgerechnet, nebst ihrer großen Bundesgenossinn, der Polizey, wie sie leibt und lebt, in der Hauptstadt Frankreichs wiederfindet. So viel zur Einleitung. Das übrige mögen die Hunde erzählen.

Tiras.

Laß das Hospital bewachen, wer Lust hat! Komm, Bruder Sultan! Wir wollen uns diese Nacht, dort im Winkel, das Geschenk zu Nutze machen, das uns der Himmel so unverhofft verliehen hat.

Sultan.

Wie, Freund Tiras! Ich höre dich sprechen, höre, daß ich auch rede! Kaum kann ich meinen Ohren trauen. Ich fürchte, ich fürchte, das bedeutet nichts Gutes, bedeutet ein großes Unglück, das dem Lande bevorsteht! denn so etwas soll sich ja immer durch ein Wunder vorher ankündigen.

Tiras.

Wunder hin, Wunder her! Ich kenne eins, das gewiß noch ein weit größeres Unglück bedeutet.

Sultan.

Und was wäre denn das?

Tiras.

Daß es unter den 5000 Studenten auf der

Universität zu Alkala 2000 Mediziner giebt. Doch laß uns nicht darüber kalmäusern, wie es zugeht, daß wir sprechen können, sondern laß uns wirklich sprechen. Ich erzähle dir heute meinen Lebenslauf, und morgen erzählst du mir den deinigen.

Sultan.

Meinethalben! Doch bitte ich mir aus, daß du nicht knurrst, wenn ich dann und wann einmal sagen muß: Bruder, du wirst mir zu langstylig!

Tiras.

Knurren, über dich, Brüderchen! Knurren, wenn du mir meine Fehler sagst! — Ich sehe wohl, du hältst mich für einen Menschen. — Nicht doch! ich werde dir's Dank wissen; denn,

unter uns gesagt, ich bin wirklich zuweilen ein wenig redselig. Doch, du wirst mich schon zu rechter Zeit erinnern. Also zur Sache.

Ich bin, wenn ich nicht sehr irre, in Sevilla zur Welt gekommen, und zwar bey einem Fleischer, der mich, von meiner frühesten Jugend an, die Bettler anbellen, andere Hunde beißen, und die Ochsen bey den Ohren packen lehrte. Indessen gefiel mir dies Handwerk gar nicht, denn es that mir immer wehe, wenn man mich auf die Armen hetzte; und wenn ich die Ochsen kniff, damit sie desto geschwinder zur Schlachtbank gehen sollten, so war es immer, als ob mir jemand sagte, ich sollte vielmehr diejenigen anpacken, welche sie abgurgeln wollten. Ich verließ daher sehr bald diese Mördergrube, und begab

mich ins freye Feld. Dort stieß ich zuerst auf eine Heerde Schaafe.

Über den schönen Beruf, mein Leben der Vertheidigung der Schwachen zu widmen, vor Freuden außer mir, ging ich auf einen von den Hirten zu, ließ den Kopf hängen und wedelte mit dem Schwanze. Der Schäfer streichelte mich und besah meine Zähne. Da er mich jung und von guter Race fand, so legte er mir ein mit eisernen Stacheln besetztes Halsband um, und damit war ich als Schäferhund installirt.

Wer war über dies neue Amt vergnügter als ich! Ich hatte in meinen Kinderjahren, bey einer jungen Sevillanerinn, in die mein erster Herr verliebt war, viele Schäferhistorien gehört; denn wenn er am Tage seine Schaafe abgeschlach-

tet hatte, so kam er Abends zu seiner Scharmanten, und las dergleichen Geschichtchen. Auch erinnerte ich mich noch recht gut der Hirten und Hirtinnen, die mit dem sanften Tone ihrer Flöte den fernen Wiederhall weckten; ich erinnerte mich des unglücklichen Myrtill, der in die Rinde alter Buchen Verse eingrub; des ehrerbietigen Daphnis, der, aus Liebe zu seiner Galatea, Schaafe und Arbeit vergaß; der bekümmerten Chloe, der weinenden Phyllis, und vieler andern Hirten und Hirtinnen, die einander die allersüßesten und allerzärtlichsten Sachen von der Welt sagten, und welche einander nie antrafen oder verließen ohne in Ohnmacht zu fallen. Welches Glück (dachte ich bey mir selbst) seine Tage unter diesen treuen Liebenden zuzubringen,

die, auf blumigen Rasen und im Schatten grünender Gesträuche lustwandelnd, ihr ganzes Leben hindurch für ihre eben so tugendsamen als schlanken und rosenwangigen Schönen sterben! Welches Glück. . . .

Sultan.

Halt, guter Freund! denn wenn du, bey deiner Anlage zu schwatzen, so fortfährst, mir Hirten-Scenen vorzudeclamiren; so wagen wir nichts dabey, wenn wir uns vor allen Dingen die Gabe zu sprechen, wenigstens auf ein Jahr, ausbitten.

Tiras.

Lieber Sultan! nichts weniger als Hirten-Scenen ist es, was ich dir vorzudeclamiren habe. — Du irrst dich, ich glaubte vor Gram ver-

geben zu müssen, als ich bemerkte, daß die Schäfer in der wirklichen Welt, mit denen, deren Begebenheiten ich vorlesen gehört hatte, ganz und gar keine Ähnlichkeit hatten. Glaubst du wohl, daß es in der ganzen Gegend auch nur einen einzigen Myrtill, oder einen Daphnis, einen Damötes, eine Chloe, eine Phyllis oder eine Sylvia gab? Die Tölpel! Sie hießen Alle Hans, Barthel, Michel, Stoffel u. s. w. Statt der edlen musikalischen und dichterischen Wettstreite der Hirten der Vorzeit, kämpfte man hier mit Fäusten und mit Knitteln. Mit einem Worte: ich fand hier von meinem alten Arcadien nichts als die Wölfe, welche immer ein Schaaf nach dem andern zerrissen.

„Nun, so will ich denn wenigstens diese

aus allen Kräften beschützen!" sagte ich zu mir selbst, und jagte, Tag und Nacht auf der Lauer, so bald ich nur: „ein Wolf, ein Wolf" schreien hörte, keuchend der Spur nach, welche die Hirten mir bezeichneten. Aber vergebens durchrannte ich Thal und Wald, und Feld, und Gebirge; es ließ sich kein Wolf hören noch sehen. Dennoch fand ich, so oft ich am folgenden Morgen matt, athemlos, erschöpft, und mit blutig gelaufnen Füßen zur Heerde zurückkehrte, immer ein Schaaf todt, oder einen Hammel halb aufgefressen. Wenn alsdenn der Herr derselben kam, und man ihm das Fell des erwürgten Thiers vorlegte, — o dann regnete es tausend Flüche auf die Schäfer, und Prügel ohne Zahl auf die armen Hunde!

Diese unverdiente Strafe empörte mich, und da ich ohnehin sah, daß meine Sorge, mein Muth, und meine Wachsamkeit umsonst war, so beschloß ich, um den Wolf desto sichrer zu fangen, ihn gar nicht mehr zu suchen. Ich versteckte mich daher hinter dem Schaafstalle, ließ meine Kameraden laufen, und bemerkte gar bald, wie zwey von unsern Hirten einen der besten Hammel daherschleppten, abschlachteten, und so geschickt zerrissen, daß man hätte schwören sollen, den Biß des Wolfes daran zu erkennen. Auch unterließen die Bösewichter nicht, diesen Hammel, wovon sie jedoch die besten Stücke zurück behalten hatten, am folgenden Morgen ihrem Herrn zu zeigen. O wie sehr bedauerte ich da, daß ich nicht sprechen konnte! Und wie groß

war meine Erbitterung gegen diese Treulosen! „Wie weit ist es doch in der Welt gekommen, (sagte ich) wenn diejenigen, denen man die Heerde anvertraut hat, zuerst nach ihrem Blute dürsten; wenn die Beschützer derselben ihre Würger, wenn die Hirten Wölfe sind!“

Sultan.

Wenn man nur von der Welt der Schäfergedichte gelesen hat, so erstaunt man freylich nicht selten über das, was in der wirklichen vorgeht.

Tiras.

Unverzüglich verließ ich meine nichtswürdigen Herren und ging nach Sevilla, wo ich bey einem reichen Kaufmanne in Dienste trat. Dieser Mann hatte zwey Söhne (einen von 14, den

andern von 12 Jahren), welche bey den Jesuiten in die Lateinische Schule gingen. Dabey folgten ihnen immer einige Bedienten nach, um ihre Bücher zu tragen. War es schönes Wetter, so ritten sie; regnete es, so stand eine Karosse zu ihrem Befehle. Ich hatte oft meine Gedanken über diesen Pomp, zumal, wenn ich ihn mit der eingeschränkten Lebensart ihres Vaters verglich, der alle Morgen, von einem einzigen Neger begleitet, auf einer erbärmlichen Kracke von Maulesel, nach der Börse zu reiten pflegte.

Sultan.

Die reichen Kaufleute pflegen eben nicht selten für ihren Theil den knappen Anbeißer zu spielen; sie entschädigen sich aber dafür an ihren Herren Söhnen, erziehen sie wie Prinzen, kaufen ihnen

Titel, kurz, sie verschleudern ihr Geld, um sie lächerlich zu machen und um ihnen aus den Gedanken zu bringen, daß sie ihre Väter sind.

Tiras.

Einst verloren die Kinder meines Herrn, als sie eben nach der Schule gehen wollten, auf dem Hofe eine Mappe. Da ich apportiren gelernt hatte, so nahm ich sie bey den Bändern auf, und trug sie nach der Schule, wie viele Mühe sich auch ein Bedienter gab, dieselbe mir zu entreißen. Ohne sie fallen zu lassen, ging ich gravitätisch in den Hörsaal und übergab sie ehrerbietig dem ältesten meiner jungen Herren, ohne mich durch das schallende Gelächter der Schüler irre machen zu lassen. Alsdenn kehrte ich um, setzte mich an die Saalthüre und sah den Professor,

der auf seinem Katheder sas, steif und fest an, als ob ich von dem, was er sagte, gar sehr erbauet würde.

Diese Liebe zu den Wissenschaften machte meinen jungen Herren so vielen Spaß, daß sie mich von nun an alle Tage eben dieselbe Mappe nach der Schule tragen ließen, wo man mich, so bald man mich nur ansichtig ward, mit Liebkosungen überhäufte. Alle Mützen und Hüthe flogen in die Luft, damit ich mein Talent in Wiederholen zeigen konnte. Der Eine gab mir zu essen, der Andere holte mir zu trinken, die Kleinsten ritten auf mir; jeder kaufte ein, was er nur immer meinem Gaumen behaglich glaubte; und da ich an den kleinen Milchbroten Geschmack gefunden hatte, so wurden alle Vocabeln- und

Wörterbücher beym Bäcker versetzt, oder verschachert.

Indessen dauerte dies Schlaraffenleben nicht lange; die gebietende Gewalt, nebst der gegen alle Widerrede tauben Vernunft, beendigten es. Die Schulmonarchen hatten nämlich bemerkt, daß die jungen Leute weit lieber mit mir spielten, als an ihrer Übersetzung arbeiteten, und so ward denn meinen Herren aufs strengste verboten, mich wieder mitzubringen. Ich für meinen Theil bekam von neuem das Thürhüter-Amt, ja mein Unstern wollte sogar, daß man mich wieder an die Kette legte, die mir zuvor abgenommen worden war. Ach, bester Sultan! Wehe dem Sterblichen, der von der Glücksleiter herabfällt. Alles Übel in der

Welt ist nichts, wenn man lebenslang daran gewöhnt ist. Hat man aber einmal bessere Tage gesehen, und sinkt man dann ins Elend zurück, o dann ist mit dem Glücke auch zugleich aller Muth und alle Geduld dahin!

Sultan.

Daß du doch das Glossenmachen nicht lassen kannst!

Tiras.

Sey froh, daß mich meine Schulstudien nicht zu einem noch unleidlichern Pedanten und Schwätzer gemacht haben. Doch wieder zu meiner Geschichte: Unmöglich konnte ich meine Sklaverey lange ertragen. Ich ward krank; man nahm mir die Kette ab, damit ich umher gehen könnte. Aber kaum fühlte ich mich frey,

so suchte ich, ohne allen Abschied, das Weite. Ich blieb nicht lange ohne Herrn, sondern kam in einen Palast, der, meiner Meynung nach, einem reichen Cavalier gehören mußte.

Sultan.

Aber wie in aller Welt fingest du's an, um so bald wieder dein Unterkommen zu finden? Unser einer hat seine liebe Noth, ehe er nur Jemanden ansichtig wird, der gnädigst erlauben will, daß man ihm Leben und Freyheit zum Opfer darbringt.

Tiras.

Meine Methode war leicht und untrüglich. Geduld und Freundlichkeit sind die beyden Tugenden, womit man alle Hindernisse besiegt, und durch die man sich so gar diejenigen zu

Freunden macht, die einen sonst nicht vor Augen leiden konnten. Hatte ich mir's einmal in den Kopf gesetzt, in ein Haus Eintritt zu erhalten, so wich ich nicht von der Thür. Ließ sich der Herr sehen, so lief ich ihm entgegen, wedelte ihm mit dem Schwanze den Willkommen zu, betrachtete ihn mit Blicken voll Ehrerbietung und Zärtlichkeit, und leckte ihm den Staub von den Füßen. Prügelte er mich, so ertrug ich das ohne Murren, ja ich erwiederte es so gar mit Liebkosungen. Man schlägt den nicht zwey Mal, welcher den Stock küßt. Man nahm mich auf, ich diente treu, und war in kurzem bey Jedermann beliebt.

Auf diese Weise gewann ich auch einen der ersten Bedienten dieses Hauses, dessen Inneres

übrigens eben so viel Jammer als Pracht verrieth. Alles war in tiefer Trauer; Edelknaben, Bedienten, Stall-Leute, steckten vom Kopfe bis zu den Füßen in Flor; die Zimmer waren schwarz ausgeschlagen; überall herrschte Todtenstille; die Gebieterinn des Pallastes hatte sich in einem dunkeln Gemache verschlossen, wohin kein Tageslicht zu dringen vermochte.

Sultan.

Vermuthlich hatte sie ihren Mann vor kurzem verloren.

Tiras.

Ach! noch mehr als das. Ich will dir ihre Geschichte mittheilen, wie ich sie von ihrem Leibkutscher, der mich mit seiner Gunst beehrte, Andern erzählen gehört habe.

Kaum war die reizende Albertine mit ihrer Mutter und mit unermeßlichen Reichthümern von Mexiko angekommen, so wnrd ihr jene durch den Tod entrissen, und sie, eine achtzenjährige, überirrdische Schönheit, von Jedermann bewundert und vergöttert, auf diese Weise zur unumschränkten Besitzerin vieler Millionen und ihrer Freyheit. Zwey Sevillianische Herren von Adel bewarben sich besonders sehr angelegentlich um sie. Der Eine, Don Pedro di Gamboa, war schon etwas bey Jahren, Wittwer, und Vater eines einzigen Sohns, der zu Salamanca studirte. Der Andre, Don Stephan, war jung, schön und liebenswürdig, daher er denn nicht nur, wie du leicht denken kannst, den Vorzug

behielt, sondern auch von Albertinen zum Gemahl erwählt wurde.

Don Pedro, den Liebe, Stolz und die Heftigkeit seines Temperaments zur Verzweiflung brachten, eilte am Hochzeitstage zur Kirchthüre, um dort seinen Nebenbuhler zu erwarten. Kaum erschien dieser mit der angebeteten, nun auf ewig für Pedro verlornen Schöne, so fiel der Wüthende über ihn her, stieß ihm einen Dolch ins Herz, und entkam während der allgemeinen Verwirrung und Wehklage. Die holde Albertine war neben ihrem erblaßten, in seinem Blute schwimmenden Geliebten, in Ohnmacht gefallen. — Erst lange nachher, zu Hause, kam sie wieder zu sich selbst, und verfiel darauf in ein, mit periodischem Wahnsinne begleitetes,

hitziges Fieber, das sie an den Rand des Grabes brachte. Unzählige Mal rief sie ihren theuren Stephan, fragte nach ihm, sprang auf, und entriß sich ihren Wärterinnen, um, wie sie sagte, auf dem ganzen Erdenrunde das Ungeheuer aufzusuchen, welches ihr den Geliebten, den Gatten geraubt hatte, und es ihrer unversöhnlichen Rache aufzuopfern.

Wuth, Liebe und Kummer würden ohne Zweifel gar bald ihrem Leben ein Ende gemacht haben, wenn man nicht die Vorsicht gehabt hätte, ihr in allen Stücken ihren Willen zu lassen. Sie ließ sich den Dolch geben, womit der barbarische Pedro ihren Geliebten durchbohrt hatte, ließ den Leichnam des Unglücklichen zur Erde bestatten, sein Herz einbalsamiren und in eine

goldne Kapsel einschließen, und schwur dann, ihre Hand auf den Stahl und die Kapsel legend, nicht eher das Sonnenlicht wieder zu sehen, als bis sie ihren ermordeten Gatten gerächt hätte. Darauf ließ sie die Fenster ihres Gemachs verhüllen, die Wände mit schwarzem Sammt überziehen, mitten an der Decke eine Todtenlampe aufhängen und unter derselben einen Altar errichten, worauf der Dolch und die Kapsel lagen. In Wolle und grobes Tuch gekleidet, entsagte die junge Schöne der ganzen Welt, um sich hier in diesem einsamen, schaudervollen Aufenthalte an ihren Thränen zu weiden.

Sultan.

Ich bin ihr wahrlich von Herzen gut. So muß man lieben, wenn man lieben will! Aber

ach! Nicht wahr, sie starb bald, die arme Unglückliche?

Tiras.

Das nicht, aber ihre Gesundheit nahm täglich immer mehr ab. Ich war schon einen ganzen Monath hindurch bey ihr, allein immer noch quälten ihr Haushofmeister und ihre Kammerfrauen sie vergebens, einen Arzt rufen zu lassen. Halb gezwungen willigte sie endlich ein. Der Doctor fand ihre Krankheit gefährlich, und sagte ihr, daß ihr Tod unvermeidlich sey, wenn sie sich nicht anderswohin begäbe. Nach langem Widerstande gab sie endlich den Bitten und Thränen ihrer Leute nach, und versprach, einige Wochen auf einem wenig Tagereisen von Sevilla entlegenen schönen ihr zugehörenden

Landgute, hinzubringen. Aber sie ließ, ihrem Schwure getreu, dort nicht nur ein Zimmer völlig so einrichten, wie das war, welches sie in der Stadt meiden sollte, sondern sie beschloß auch, um das Sonnenlicht nicht zu sehen, nur des Nachts zu reisen, mit Tages-Anbruch aber in einem Gasthofe einzukehren, und sich daselbst mit ihren Reliquien, dem Dolche und der Kapsel, bis zum Abende in einem dunkeln Zimmer zu verschließen.

Ich für meinen Theil befand mich in ihrem Gefolge, und da ich die schöne Albertine beständig weinen sah, so ging mir der Kummer dieser ewig-treuen Liebenden so sehr zu Herzen, daß ich oft in lautes Heulen darüber ausbrach. Der betrübten Schöne gefiel dies ungemein;

sie erlaubte mir, in ihrem Zimmer zu bleiben, streichelte mich zuweilen, und vertrauete mir so gar, wenn sie sich ja einige Augenblicke dem unruhigsten und schmerzlichsten Schlummer überließ, das Thürhüter-Amt an.

Als wir an einem Abende eben im Begriffe waren, den Gasthof zu verlassen, wo wir den verflossenen Tag verweint hatten, trat plötzlich meiner betrübten Gebieterinn Haushofmeister mit verstörtem Gesichte ins Zimmer, und sagte: „Gehen Sie noch nicht hinunter, gnädige Frau! denn Sie würden einem Menschen begegnen, dessen Anblick Ihnen sehr unangenehm seyn könnte.“

Albertine. „Was für einem Menschen?“

Haushofm. „Dem jungen Ferdinand von Gamboa, einzigem Sohne des Verräthers Don Pedro. Er kommt von Salamanca, denkt die Nacht in diesem Gasthofe zuzubringen, und befindet sich gegenwärtig mit seinen Bedienten noch mitten im Hofe. Ersparen Sie sich diesen verhaßten Anblick, und warten Sie, bis man ihn in sein Zimmer geführt hat.“

Hier erblaßte Albertine und stützte sich auf eine ihrer Kammerfrauen. Stumm und mit gesenktem Haupte starrte sie zur Erde. Endlich erhob sie wieder den irrenden Blick, und befahl, die Pferde wieder abzuspannen, indem sie heute nicht weiter reisen wolle. Der Haushofmeister suchte sie von diesem Vorsatze abzubringen: aber sie wiederholte jenen Befehl, hieß

Jedermann aus ihrem Zimmer gehen, und schloß sich darauf mit mir allein ein.

Kaum war sie ohne Zeugen, so eilte sie zur goldnen Kapsel, riß sie zu sich, küßte sie, drückte sie an ihr Herz, und sagte schluchzend: „Trauriger, einziger Rest von dem, was ich liebte, was ich jemals hienieden lieben konnte! Jetzt, jetzt schlägt die Stunde der Rache, die ich dir gelobte, die ich dir schwur. Sie sey schrecklich, sey blutig! Wer weiß es besser, als ich Unglückliche, daß es keinen nagendern Kummer giebt, als, dasjenige zu überleben, was man über Alles liebt. Der schwarze Bösewicht kann kein unschätzbareres Gut besitzen, als seinen einzigen Sohn. Ich will ihm dasselbe entreißen, wie er mir das meinige entriß. Das

Blut seines Sohns soll mir das deinige versöhnen. Wahr ists, der Sohn ist unschuldig: aber du warst es ja auch, als er dich mordete. Durch ein Verbrechen muß ich das Verbrechen bestrafen; mein Tod mag dasselbe abbüßen. Dieser Tod, nach welchem ich mich sehne, dieser glückliche Tod, der mich mit dir, geliebter Gatte, wieder vereinigen wird, soll für deine Verlaßne der seeligste Augenblick seyn. Aber zuvor will ich mich rächen."

Hier ergriff sie den Dolch, der neben der Kapsel lag, versuchte, ob er scharf genug wäre, und verbarg ihn in ihrem Busen. Hierauf suchte sie eine heitre Miene anzunehmen, ließ insgeheim eine Hausmagd rufen, und bot ihr einen Beutel voll Gold, falls die Dirne sie um

Mitternacht unbemerkt in das Gemach des jungen Mannes führen wolle, der so eben angekommen sey. Das Mädchen lächelte, und versprach's, worauf denn Albertine, ohne sich weiter zu bekümmern, was sie davon denken möchte, sie zur Verschwiegenheit ermahnte, ihre Leute entfernte, und voll Ungeduld der grauenvollen Stunde entgegenharrte.

Ich war über diesen mörderischen Entschluß in Verzweiflung; ich verabscheute das Verbrechen, welches Albertine begehen wollte, aber ich durfte und konnte sie nicht davon abhalten. Es schien mir dabey sogar etwas zum Grunde zu liegen, das meinem Grübeln Einhalt, das mir Ehrfurcht gebot. Ich beschloß daher, meine Gebieterin zu begleiten, um das Ende dieses

Trauerspiels zu sehen, und ihr im Nothfalle beyzuspringen.

Sultan.

Ich zittre an allen Gliedern.

Tiras.

Ich zitterte nicht minder, als es zwölfe schlug. Die dienstfertige Magd kam, baarfuß, mit einer Blendlaterne in der Hand, und klopfte leise an die Thür meiner Gebieterin, die schon lange bereit war. Die Dirne führte sie bis zu Fernando's Kammerthür, öffnete diese mit einem Hauptschlüssel, gab meiner Gebieterin die Laterne in die Hand, und eilte dann stillschweigend hinweg. Entschlossen trat Albertine in das Gemach, zog mit Grimm den Dolch hervor, und ging auf das Bett des jungen Man-

nes zu, der im tiefsten Schlafe lag. Sie zog den Vorhang zurück, ließ (um das Herz nicht zu verfehlen) einen Lichtstrahl auf des Unglücklichen Brust fallen, und hob, den Namen des geliebten Gatten aussprechend, ihren Arm zum Stoße in die Höhe. — — Aber die blendende Schönheit Fernando's, der gleich einem schlafenden Engel da lag, das sanfte Lächeln seiner Rosenwangen, von langen, schwarzen Haarlocken umkränzt, seine unbefangene, friedliche Miene, die den Zauber dieser Reize vollendete, machten sie stutzen. Starr und betroffen wagte sie es nicht zuzustoßen. Bald entfiel der Dolch ihrer Hand, und sein Geräusch weckte den Schläfer, der plötzlich, erschrocken, aufsprang und nach seinem Degen griff. Sogleich war ich

bey der Hand, um meiner Gebieterin beyzustehen.

Allein es war für dieß Mal unnöthig, denn sie fiel auf die Knie, setzte die Laterne neben sich, und streckte flehend ihre Hände dem jungen Manne entgegen: „Verzeihet, Fernando, verzeihet einem schwachen, gefühlvollen Weibe, die Euch zu morden kam, Euch gemordet haben würde, wenn Euer Anblick sie nicht entwaffnet hätte! Wisset, ich bin die unglückliche Albertine; ein Name, der Euch Eures Vaters Verbrechen, und die Ursache meiner Rache ins Gedächtniß rufen wird. Schonet meiner, Don Fernando! Ich fühle, daß ich das Leben schäzzen werde, wenn ich es Euch zu verdanken habe.“

Albertinens Schönheit, ihre Verwirrung und die rührende Stellung, in der sie redete, machten einen tiefen Eindruck auf den schönen, jungen Mann. Eiligst hob er die getreue Wittwe auf, fiel sogar selbst zu ihren Füßen, bat sie, ruhig zu seyn, und versicherte sie seiner unbegränzten Hochachtung und Zärtlichkeit. Sein Vater, setzte er hinzu, sey neulich gestorben, und mit ihm müsse zugleich das Andenken an jene Unthat begraben werden. Wolle indessen Albertine es dennoch auf einen Unschuldigen übertragen, so möge sie sein ohnehin durch den Anblick ihrer Reize so tief verwundetes Herz nur vollends durchbohren. Hier reichte er ihr den Dolch, und entblößte eine Brust. Albertine warf ihn weit von sich; Eine Thräne (ohne

Zweifel dem Andenken ihres Gemahls gewidmet) rollte auf ihre Hand; aber Fernando küßte sie eiligst weg. Die treue Wittwe sträubte sich freylich, und wollte in ihr Zimmer zurückkehren; allein der junge Mann stellte ihr vor, es könne ihr Jemand begegnen, und ein kränkender Verdacht auf sie fallen; sie gehe daher weit sicherer, wenn sie den Anbruch des Tages in seinem Zimmer erwarte.

Ich weiß nicht, wie es zuging, daß die Laterne während dieses Gesprächs umfiel, und erlosch. Genug, Albertinen ward dadurch der Rückweg abgeschnitten, und ich für meinen Theil konnte vor Dunkelheit mich selbst nicht einmal mehr erkennen; auch verstand ich keine

Sylbe mehr, denn die beyden Leutchen sprachen immer zugleich und fielen einander tausend Mal in die Rede. So viel kann ich indessen versichern, daß sie bald gänzlich verstummten, und daß Fernando mich zum Zimmer hinausjagte, und die Thür hinter mir verschloß und verriegelte. Was für Maaßregeln Albertine nachher nahm, weiß ich nicht, wohl aber weiß ich, daß ich mich schämte wie ein Hund, sie und den Gasthof von Stund an verließ, und über die Eidschwüre und die Treue untröstlicher Wittwen tausenderley Betrachtungen anstellte.

Sultan.

Den Ausgang hätte ich nicht erwartet; indessen war er freylich der allernatürlichste.

Tiras.

Kann seyn. Dessen ungeachtet war ich bitterböse darüber, und schlug an einem der heißesten Julius-Tage den Weg nach Sevilla ein. Indem ich vor einer einsam gelegenen Herberge vorübergehen wollte, sah ich auf einer steinernen Bank vor der Thür zwey junge Leute von 14 bis 15 Jahren sitzen, die, zerrissen und zerlumpt, weder Schuh noch Strümpfe mehr an den Füßen, noch ein ganzes Hemde auf dem Leibe, wohl aber jeder einen langen, mit Bindfaden fest gegürteten Raufdegen hatten. Da indessen durch diesen Bettler-Aufzug ein artiges Gesichtchen, und ein munteres, einnehmendes, schelmisches Wesen hervorguckte, so blieb ich stehen, um die beyden Bürschchen nä-

her zu betrachten. Sie waren von zwey entgegengesetzten Richtungen angekommen, und saßen einander gegenüber.

„Herr Cavalier! — fing der Eine an, nachdem sie einander höflichst willkommen geheißen hatten — Herr Cavalier, darf man, ohne unbescheiden zu seyn, fragen, ob Sie hier zu Hause gehören, oder ob Sie sich nur als Durchreisender hier befinden?“

„Es möchte mir etwas schwer fallen, Herr Cavalier, (versetzte der Andre) zu sagen, wo ich eigentlich zu Hause gehöre. Ein Reisender, wie ich, ist ein Kosmopolit, der überall zu Hause gehört, wo es ihm wohlgeht.“

A. „Indessen scheint mir der Ort, wo ich die Ehre habe, den Herrn Cavalier anzutreffen,

eben nicht sehr geeignet zu seyn, um da Hütten zu bauen.“

B. „Eben so wenig als der, wo Sie verweilen, Herr Cavalier! Aber Sie wissen, wenn man zu seiner Belehrung reiset, so muß man Alles in Augenschein, mit Allem fürlieb nehmen, ja sich sogar an die elendesten Kneipen zu gewöhnen suchen. Auch finde ich nicht Ursache, mich über diese zu beschweren, da ich das Glück habe, hier einen Cavalier, wie Sie sind, anzutreffen. Ists Ihnen gefällig, so können wir von nun an zusammen reisen; denn, die Wahrheit zu gestehen, mir ist jede Straße recht.“

A. „So geht mir's auch, Herr Cavalier! Auch nehme ich Ihre Gesellschaft mit Vergnü-

gen an. Ich heiße Don Pedro del Rincon; meine Freunde nennen mich Rinconet. Eine Ehrensache nöthigte mich, Madrid zu verlassen, wo mein Vater sichs zum frommen Zeitvertreibe machte, die kleinen Fastnachtsbullen auszutheilen, welche die gläubigen Christen für zwey Dreyer kaufen. Ich für meinen Theil betrachtete es als eine Religionspflicht, meinen Vater in diesem gottseligen Geschäfte zu unterstützen, und so trug ich denn den Sack mit den Bullen, während er den Geldsack trug. Durch einen unglücklichen Zufall verwechselte ich einst die beyden Säcke mit einander, und verirrte mich so entsetzlich in den Straßen, daß mein Vater alle Mühe hatte mich wieder zu finden. Endlich entdeckte er

mich dennoch, und führte mich zum Corregidor, der vermuthlich schon Befehle vom Könige erhalten hatte. Sie wissen, der Monarch ist strenge; er verbannte mich also vom Hofe, und seitdem reise ich.“

B. „Was mich anlangt, gnädiger Herr, so heiße ich Don Fernand Cortado; meine Freunde nennen mich Cortadillo. Mein Vater hatte eine sonderbare Gewohnheit. Er trug nämlich beständig lange Papierstreifen in der Tasche, womit er den Leuten die zu ihm kamen, mit vieler Genauigkeit auf den Kleidern hin und her fuhr. Alsdenn kaufte er Zeug, und beschäftigte sich damit, dasselbe, nach den verschiedenen Zeichen, die er an den Papierstreifen gemacht hatte, zu zerschneiden,

und zu nähen, welches ihm denn eben soviel Zeitvertreib als Vergnügen gewährte. Mir für meinen Theil machte es ebenfalls vielen Spaß, Taschen zu nähen, und ich fand, durch die Übung von Kindesbeinen an, so vielen Geschmack an den Taschen, daß ich auf der Straße und im Gedränge keine sehen konnte, ohne hinzugehen, und zu untersuchen, ob sie auch tüchtig genähet war. Dies wurde bald bekannt, und der Corregidor wünschte das Vergnügen zu haben, mich kennen zu lernen. Da ich indessen den Großen nicht gern allzu nahe komme, auch überhaupt kein Freund von vielem Gepränge, Complimenten, Besuchen und Gegenbesuchen bin; so hielt ichs für's beßte, mich davon zu machen. Meine Absicht

war, nach Sevilla zu gehen, wo man, wie ich höre, mehr im Stillen und sich selbst überlassen leben kann.“

A. „Bravo, Cavalier! Nach Sevilla wollen wir gehen. Ich werde mich überall wohl befinden, wo ich in Ihrer Gesellschaft bin.“

Hier umarmten sich die beyden Cavaliere herzlich, und schlugen die Straße nach Sevilla ein.

Sultan.

Ich will nicht hoffen, daß du mit ihnen gingest?

Tiras.

Bitt um Vergebung, mein Freund! Ihr Gespräch hatte mir Spaß gemacht, ihr Gesicht gefiel mir, ich beschloß, mich an sie anzu-

schließen, trat näher, schmeichelte ihnen, ward gut aufgenommen, und folgte nun meinen neuen Herren auf dem Fuße nach.

Bey unserer Ankunft in Sevilla war ihre erste Sorge, sich auf dem Marktplatze als Packträger zu zeigen, und den Kaufleuten ihre Waaren nach Hause zu schaffen, wodurch sie denn einige Realen gewannen. Der Gewinn wurde indessen weit beträchtlicher, als sie bald darauf, Jeder mit seinem Talente zu wuchern anfingen. Einst als Rinconet an einem Morgen, später als gewöhnlich, auf dem Platze ankam, lief ihm Cortadillo entgegen, und drückte ihm einen ziemlich gespickten Geldbeutel mit den Worten in die Hand: Da! das hab' ich so eben einem jungen Mönche, der mir einen

Auftrag gegeben hatte, stipitzt. Steck das ein, Brüderchen! Vorsicht ist immer besser, als Nachsicht.

Kaum hatte Rinconet den Beutel in seinen Busen gesteckt, so kam ein junger Geistlicher, bleich und außer Athem, herbeygerannt, und fragte den vorsichtigen Cortadillo, ob er nicht zufälliger Weise einen Beutel von der und der Form, und worin 15 Goldstücke, 3 Realen und 8 Maravedis gewesen, ansichtig geworden sey. „Er ist mir abhanden gekommen (setzte er hinzu) während ich die Sachen kaufte, die Ihr weggetragen habt.“

„O nein, Herr Licentiat! — erwiederte Cortadillo, ohne die Miene zu verändern — Ihr Beutel kann nicht verloren seyn. Vielleicht hatten Sie ihn nicht gehörig verwahrt.“

Geistl. „Das muß freylich wohl seyn, da ich ihn nicht mehr habe.“

Cortadillo. „Das letzte will ich Ihnen auf Ihr Ehrenwort glauben. Indessen ist es ein großer Unterschied, ob der Beutel verloren, oder ob er nur gestohlen worden ist; denn im letztern Falle wäre es leicht möglich, daß der Dieb sich's Leid seyn ließe, ihn wieder brächte, und Sie um Verzeihung bäte.“

Geistl. „Potz Element! die Abbitte wollt' ich ihm gern schenken, wenn er nur mit dem Gelde herausrückte.“

Cortadillo. „Nicht so hitzig, Herr Licentiat, nicht so hitzig. Sie sind ein Mann Gottes, der jedes Wort auf die Goldwage legen sollte. Denn, sehen Sie, ein Tag vergeht

nach dem andern. Der eine verzehrt, was der andre bescheert; 's ist nichts vollkommen in der Welt, und wenns am Ende zur Rechnung kommt, so sind wir doch allzumahl Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Das beste, was ich Ihnen rathen kann, ist, schicken Sie sich in Geduld! das hat, wie Sie wissen, noch keinem Menschen geschadet; zuweilen befindet man sich sogar wohl dabey. Bey Alle dem möchte ich nicht an der Stelle des Diebes seyn; denn Eure Hochehrwürden sind ja im Orden, und einen Ordensmann bestehlen, heißt, zufolge der Paulinischen Bannbulle, einen Kirchenraub begehen."

Geistl. (betrübt) „Das versteht sich. Denn ob ich gleich noch nicht Ordenspriester bin, so

bin ich doch Meßner eines Nonnenklosters, und das Geld, welches in dem Beutel war, ist der dritte Theil von den Einkünften einer kleinen Kapelle, die mir mein Oheim, der Canonicus, abgetreten hat.“

Rinconet. „Um Gotteswillen! das ist ja also geweihtes, geheiligtes Geld! Wehe, wehe über den, der es Ihnen vorenthält. Es wird ihm auf der Seele brennen. Getrost, Herr Licentiat! Getrost! Wenn, so Gott will, heut oder morgen der jüngste Tag kommt, so werden Sie den Bösewicht, den Schurken, den Spitzbuben kennen lernen, der frech genug gewesen ist, das Drittel von den Einkünften einer kleinen Kapelle zu rauben, die Ihnen Ihr Herr Oheim, der Canonicus, abgetreten

hat. — Aber, um Vergebung, Herr Meßner! wie viel trägt Ihnen denn die Kapelle überhaupt ein?“

Geistl. „Geht zum Teufel! — Ja, das fehlte auch noch, daß ich Euch von meinen Einkünften Rechenschaft gäbe.“

Hier griff er in die Tasche, um sein Schnupftuch hervorzulangen. Aber der naseweise Cortadillo hatte es ihm stipitzt; daher denn der arme Meßner, ohne Geld und ohne Schnupftuch, mit schwerem Herzen von dannen ging, und dem Canonicus, seinem Oheim, seine Leiden klagte. — —

Meine beyden Taugenichtse kitzelten sich nicht wenig über diesen Geniestreich. Aber plötzlich ward ihre Freude ein wenig gestört;

denn einer ihrer Herren Collegen im Sacktragen trat zu ihnen, und sagte, indem er ihnen auf die Schulter klopfte: „Nicht wahr, Burschen, Ihr seyd vom Handwerke?“

Cortadillo. „Was wollt Ihr damit sagen?“

Sackträger. „Daß Ihr das Ding meisterlich versteht. Aber Ihr erdreistet Euch, hier in der Stadt zu stehlen, und habt nicht einmal unserm Herrn Monipodio Eure Aufwartung gemacht? das ist eine Höflichkeit, deren sich kein rechtschaffner Spitzbube mit gutem Gewissen entübrigen kann. Wenigstens muß man sich bey ihm einschreiben lassen, denn der brave Mann ist hier aller Diebe Vater, Oberhaupt, und Schutzpatron. Es könnte — das

sage ich Euch als Freund — es könnte Euch theuer zu stehen kommen, wenn Ihr diese Eure Schuldigkeit versäumtet.“

Cortadillo. „Hm! ich dachte, das Stehlen wäre eine freye Kunst, die man überall ungehindert treiben könnte. Indessen ländlich, sittlich! Und wenn der Herr so gut seyn will, uns zu diesem großen Obermeister zu führen, so folgen wir ihm ohne Bedenken, zumahl da er, wenn wir nicht sehr irren, ein Herr College ist.“

Sackträger. „Richtig. Ich bin freylich, die Wahrheit zu gestehen, noch im Lehrlingsjahre; aber in drey Monathen hoffe ich förmlich in die Zunft einzutreten, und als ein

rechtlicher Dieb Gott und Menschen dienen zu können.“

Cortadillo. „Wie? Gott? Ich dachte nicht, daß der mit unserm Handwerke etwas zu thun hätte.“

Sackträger. „Mein Freund, ich bin zwar kein großer Theolog; aber seyd versichert, bey der Ordnung, welche Herr Monipodio in unsrer Gesellschaft eingeführt hat, kann man keinen christlichern Lebenswandel führen, als wir. Wir beten täglich unsern Rosenkranz, wir machen uns ein Gewissen daraus, am Freytage zu stehlen, und würden für keinen Preis in der Welt am Sonnabende ein Mädchen ansehen, das Marie heißt.“

Ich muß bemerken, daß dieß Gespräch auf dem Wege nach Herrn Monipodio's Wohnung vorfiel. —

Sultan.

Hast du noch weit bis dahin?

Tiras.

Nein, jetzt sind wir da. Das Äußere versprach eben nicht viel. Man führte uns in einen niedrigen Saal, worin ich nichts ansichtig ward, als einige Binsenmatten, ein Dutzend Rappiere, die an der Wand hingen, ein schlechtes Mutter-Gottes-Bild, unter welchem eine hölzerne Säule und, noch tiefer, ein altes Becken voll Weihwasser stand. Im Saale befanden sich zwey Schläger von Profession, mit mächtigen Schnurrbärten, Renomisten-Hute

und langem Raufdegen; drey Sackträger, ein Blinder und zwey schwarz gekleidete Greise, wovon jeder einen Rosenkranz mit ungeheuer großen Perlen in der Hand hatte. Bald darauf kam noch ein altes Mütterchen dazu, die, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Becken ging, Weihwasser nahm, vor dem Marienbilde auf die Knie fiel, drey Mal die Erde küßte, drey Mal die Arme gen Himmel hob, und sich dann zur übrigen Gesellschaft begab.

Kurz nachher erschien auch der vielbelobte Herr Monopodio, den ich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete. Er war ungefähr 40 Jahre alt, groß, braun von Gesichte, hatte einen schwarzen Bart, funkelnde Augen, die unter dicken, borstigen Augenbraunen hervor-

lauerten. Quer über seine Brust ging ein mächtiges Wehrgehänge, woran ein langer, breiter Säbel baumelte. Übrigens hatte er kurze, haarige Fäuste, dicke, unförmliche Finger, und weite, geräuschvoll auf- und zu-gehende Naselöcher, aus denen ein dicker Dampf hervorging.

Sobald er eintrat, machte Jedermann eine tiefe Verbeugung, und unser Führer stellte ihm meine Herren als zwey junge Leute vor, die nichts sehnlicher wünschten, als unter seiner ehrenvollen Fahne zu dienen.

„Bins gern zufrieden — sagte Monopodio — was verstehn sie denn?“

Cortadillo. „Wir verstehn die Karten so geschickt zu geben, daß wir immer gewin-

nen, verstehn eben so geschickt die Taschen auszuleeren; verstehn ....“

Monopodio. „Pfui, pfui! das sind lauter abgedroschene Stückchen, die jeder A. B. C.-Schüler weiß! Und weiter versteht Ihr nichts?“

„Leider, nein! — versetzte Rinconet mit Thränen in den Augen — Schämen, schämen müssen wir uns unsrer Unwissenheit!“

Monipodio. „Nun, nun! Nur ruhig, Kinder! Ihr seyd in einer Schule, wo es Euch an Anweisung nicht fehlen soll, und wenn Ihr Muth und Lust habt, so werdet Ihr bald dem Meister nichts nachgeben.“

Hier trat einer von den auf dem Posten stehenden Wächtern herein, und meldete dem

Herrn Anführer, daß ein Polizeydiener gerade auf das Versammlungshaus zukäme.

Sultan.

Ich muß gestehen, ich würde nicht böse darüber werden, wenn er alle deine Spießgesellen greifen und aufhängen ließe.

Tiras.

Der Name Polizeydiener brachte Alles in Bewegung. Aber Monopodio rief: „Niemand unterstehe sich von der Stelle zu gehn! Dieser Polizeydiener ist von mir bestochen, und wacht für unsre Sicherheit, zufolge des ausdrücklichen Vertrages, den ich vor wenig Tagen mit dem Polizeydirector darüber gemacht habe. Ich will sogleich mit ihm sprechen.“

—

Hier ging er hinaus, kam aber nach einigen Minuten mit den Worten wieder: „Wer von Euch hat diesen Morgen beym Allerheiligenplatze seinen Posten gehabt?

„Ich!“ versetzte unser Führer.

„Warum — fragte Monipodio mit fürchterlichem Tone — warum verschweigst du mir denn, daß du einem jungen Geistlichen seinen Geldbeutel nahmst? der Mann ist ein Vetter unsers guten Freundes, des Polizeydieners. Du giebst ihm also den Beutel wieder, hörst du! Rechtschaffen, meine Herren! rechtschaffen muß man handeln!“

Unser arme Führer wollte betheuern, er habe den Beutel mit keinem Auge gesehen. Aber Monipodio, dessen Blicke Funken sprüh-

ten, hatte schon die Hand an den Säbel gelegt, als Rinconet, um dem Lärm ein Ende zu machen, den Raub aus der Tasche zog und ihn, zu Jedermanns Erstaunen, zum Opfer darbrachte.

„Edler junger Mann! — sagte Monipodio — ich gebe den Beutel dem Polizeydiener zurück. Du aber führst von heute an den Zunamen der Große, und Jeder von unsrer Gesellschaft soll dich so nennen.“ Und damit nahm Rinconet der Große, neben den übrigen Ordensrittern Platz.

Bald darauf traten zwey junge Mädchen in den Saal, aus deren ganz mit Roth übertünchtem Gesichte und leichtfertigen Blicken man gar bald auf ihr Handwerk schließen konnte.

Ihre Ankunft stimmte die ganze Gesellschaft zur Fröhlichkeit, man setzte sich zu Tische, und Monipodio rief das alte Mütterchen, das wieder vor dem Marienbilde auf den Knien lag und betete. Aber die gottselige Betschwester, die Hehlerinn des Ordens, antwortete mit zitternder Stimme:

„Lieber Sohn Monipodio! Ich habe schon lange auf die Freuden der Welt Verzicht gethan. Auch kann ich nicht mit Euch frühstücken, sondern muß zur Kirche Unsrer-lieben-Frauen gehen, und dort meine Andacht verrichten. Ich kam bloß hierher um Euch zu melden, was diese Nacht vorgefallen ist. Der Renegat und Langfinger haben nämlich in meinem Hause einen Korb mit feiner Wäsche versteckt, den sie

Abends irgendwo gestohlen hatten. Mein Seel! Ein Stein in der Erde hätte sich darüber erbarmen mögen, so dicke Tropfen schwitzten die armen Jungen unter ihrer Last. Hättet Ihr gesehen, wie ihnen das klare Wasser von der Stirne lief; bey meiner Treue! Ihr würdet sie für heilige Märtyrer gehalten haben. Und zu meiner Ehrlichkeit haben sie ein Zutrauen! — Da war an kein Öffnen des Korbes, geschweige denn an ein Nachzählen der Wäsche zu gedenken. Aber freylich hattens die guten Burschen auch sehr eilig; hatten einen Schäfer auf der Spur, der morgens früh im Schlachthause Hämmel verkaufte. Ob sie ihn erwischt haben, weiß ich nicht. Aber gewiß und wahrhaftig, ich habe den Korb mit

Wäsche nicht einmal angesehen. Ja, ich will, bey meiner Seelen Seligkeit, ich will nimmer zu Gott kommen, wenn der Korb nicht noch eben so unbefleckt ist, wie die Mutter, die mich zur Welt brachte!"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, liebes Mütterchen!" — erwiederte Monopodio — Auf die Nacht will ich selbst zu Euch kommen, den Korb durchsuchen, und, nach meiner bekannten Gewissenhaftigkeit, einem Jeden zutheilen, was ihm gehört."

„Nach Eurem Gefallen, mein Herzenssohn, nach Eurem Gefallen — versetzte Frau Schnackerinn; so hieß die Alte. — Aber es ist nicht mehr früh am Tage, und ich merke, mein Magen fängt an schief zu werden. Seyd so gut

und gebt mir einen Fingerhut voll Wein zur Erquickung.“

„Nichts ist billiger als das,“ antwortete Escalante, eine von den beyden Schönen, nahm eine Flasche, so groß wie ein Dudelsack, schenkte daraus einen hölzernen Humpen voll, der wenigstens einen Schoppen in sich faßte, und reichte ihn der Alten.

„Du hast sehr vollgeschenkt, mein Töchterchen! — sagte diese, indem sie den Becher in beyde Hände nahm und den Schaum oben abblies — Du hast sehr voll geschenkt. Aber Gott wird mir die Gnade geben, daß ich bis auf den Grund komme.“

Hier setzte sie an, leerte ihn auf Einen Zug aus, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer:

„Gott labe dich, mein Goldtöchterchen, wie du mich gelabt hast! Dein Wein ist köstlich. Aber ich fürchte, er wird mir nicht wohl bekommen, weil ich noch ganz nüchtern bin. Gieb mir noch ein Tröpfchen.“

„Seyd unbesorgt, liebe Mutter! — erwiederte Escalante, und füllte den Humpen abermals an. — Er ist zu alt, als daß er Euch nicht gut thun sollte.“

„Das hoffe ich auch, um der heiligen Jungfrau willen. — — Aber jetzt, liebe Kinder, seht einmal zu, ob Ihr nicht etwas kleine Münze bey Euch habt, wofür ich mir die zu meiner Andacht nöthigen Kerzchen kaufen kann. Ich hatte es diesen Morgen so eilig, um Euch

Nachricht von dem Korbe zu geben, so eilig, daß ich meinen Geldbeutel darüber vergaß.“

„Ja doch, Mütterchen! Ja doch! Ich habe etwas bey mir — versetzte die andere Dirne, Namens Galante. — Hier habt Ihr zwey Stücke. Kauft dafür eine Wachskerze, und zündet sie dem heiligen Michael zu Ehren an. Könnt Ihr zwey dafür bekommen, so gebt die andere dem heiligen Blasius. Dies sind meine beyden Schutzpatrone. Gern verehrte ich auch eine der heiligen Frau Lucie, die mich von einer Augenkrankheit befreyet hat; aber ich habe kein Geld mehr. Ein andres Mal sollen sie Alle etwas bekommen.“

„Daran thust du Recht, mein Töchterchen! — sagte die Alte — Spare in Rücksicht

der Kerzen nichts, denn sie bahnen dir den Weg zum Himmel.“ Hier marschirte sie mit dem Gelde ab.

Sultan.

Das muß wahr seyn, der Frau Schnaterinn Christenthum ging ins weite.

Tiras.

Als sie hinaus war, ließ der gestrenge Herr Monopodio, der die Angelegenheiten der Gesellschaft in der größten Ordnung erhielt, sich das Verzeichniß der Stockschläge und Klingenhiebe reichen, welche in dieser Woche hatten ausgetheilt werden sollen, und die bey ihm bestellt und im voraus bezahlt worden waren. Nachdem er sich gewissenhaft überzeugt hatte, daß das Geld redlich verdient und jeder Schlag

an den rechten Mann gekommen war, vertheilte er die Posten und wies besonders meinen beyden Herren einen sehr ausgezeichneten an. Sie sollten nämlich am nächsten Sonntage das ganze Quartier, vom goldenen Thurme an bis zum Maurischen Schloßpförtchen, in Obacht nehmen, ja sich sogar bis St. Sebastian ausdehnen dürfen, weil dies ein neutrales Viertel war, wo alle Spitzbuben ohne Unterschied fingern konnten.

Sobald jedem seine Verrichtung angewiesen war, entließ Monopodio die Versammlung und zeigte ihr zugleich an, daß man am nächsten Sonntage wieder zusammenkommen, und daß alsdann einer der gelehrtesten Professoren ihrer Zunft eine von ihm selbst verfaßte Abhandlung

vorlesen würde. Hierauf ging Jeder nach Hause. Ich für meinen Theil (der ich Alles, was ich hier hörte und sah, von ganzem Herzen verabscheute,) hatte kaum die Thür auf dem Nacken, so begab ich mich aufs Laufen, verließ Sevilla und schwur, niemals wieder in eine Stadt zu kommen, wo die Religion durch den abgeschmacktesten Aberglauben entehrt, die Polizey so schlecht verwaltet, und dem Sittenverderbniß so wenig gesteuert wird, daß die Spitzbuben ohne Scheu und Strafe ihre Zusammenkünfte fast unter Jedermanns Augen halten.

Sultan.

Ich wußte wohl, daß du's bey den Cavalieen Rinconet und Cortadillo nicht lange aushalten würdest.

Tiras.

Ach, lieber Sultan! Die neuen Herren, welche ich nachher erhielt, waren Comödianten, und um kein Haar besser, als jene. Auch blieb ich nur wenige Tage bey ihnen. Von Abentheuer zu Abentheuer kam ich endlich nach Valladolid, und sah dich die Laterne tragen und dem alten, braven Hospitalverwalter leuchten, der hier die Kranken so treulich pflegt. Du schienst mir so zufrieden und glücklich, daß ich Lust bekam, dein College zu werden, und hier mein leichtsinniges Studentenleben zu bereuen.

In dieser guten Absicht setzte ich mich, um dich zu erwarten, an die Thür des Hospitals, und sah bald darauf vier Personen ankommen,

die sich wegen des Vortritts bekomplimentirten, und wovon einer ein Dichter, der zweyte ein Alchymist, der dritte ein Feldmesser, und der vierte ein Projectenmacher war.

„Ist es nicht abscheulich, mein Herr! — sagte der Poet zum Feldmesser — ist es nicht abscheulich? Ich habe an einem und demselben Werke zwey und dreyßig Jahr — Horaz selbst schreibt nur zehn vor — gearbeitet; habe ein Gedicht, dessen Gegenstand groß, schön, neu, dessen Styl rein, dessen Episodenreihe anziehend, dessen Anordnung musterhaft ist, habe, mit einem Worte, das erhabenste, das heroischste Gedicht gemacht, das seit der Iliade erschien; und kann doch — ist das nicht

abscheulich? — kann doch bis auf diese Stunde keinen Fürsten finden, der sich's zueignen lassen, oder der die Druckkosten dazu hergeben wollte!“

„Oho! Mir geht's noch schlimmer! — sagte der Alchymist — Hätte irgend ein großer Herr mir nur einen kleinen Vorschuß leisten wollen, so würde ich jetzt reicher seyn als Crösus.“

„Wie so?“ fragte der Geometer.

„Sie müssen wissen, mein Herr, ich habe den Stein der Weisen erfunden, das heißt, ich weiß ihn zu machen, und fehlt mir zu jenem unermeßlichen Glücke nichts, als ein Lumpenbischen Gold.“

„Was wollen Sie sagen! — versetzte der Geometer — hören Sie nur wie's mir geht! Seit 20 Jahren suche ich die Quadratur des Zirkels, bin immer dicht dabey, so dicht dabey, daß ich sie schon beym Leibe zu haben glaube; und doch fehlt immer noch ein Härchen dran. Aber bald, gewiß sehr bald werd' ich sie erwischen.“

„Ach, meine Herren! — seufzte hier der Projectenmacher — Der König von Spanien ist der undankbarste Kronenträger unter der Sonne. Unzählige Mal gab ich ihm Mittel und Wege an die Hand, wie er der mächtigste Monarch auf Erden werden könnte; aber er hat meine Briefe nicht einmal einer Antwort

gewürdigt. Jetzt hab' ich indessen ein Project, das, wenn mich nicht Alles trügt, mir ungeheure Summen eintragen muß. Denn, hören Sie nur! — aber es bleibt unter uns — es ist für mich nur eine Kleinigkeit, den Regenten in den Stand zu setzen in einem einzigen Jahre alle Staatsschulden zu bezahlen. Ich schlage ihm nämlich vor, daß er allen seinen Unterthanen zwischen 14 und 60 Jahren befiehlt, monathlich einen einzigen Tag bey Wasser und Brot zu fasten, und den Ertrag dessen, was sie dadurch jährlich in ihrer Haushaltung ersparen, an die königl. Schatzkammer abzuliefern. Nun aber gibt es in Spanien ohne Zweifel mehr als 3 Millionen Menschen obigen Alters, von denen der ärmste täglich nicht weniger als

1 1/2 Realen verzehren kann. Wenn ich indessen Alle durch die Bank nur zu dieser Taxe anschlage, so bringt mein Fasttag — rechnen Sie nach, Herr Mathematiker! — dem König monathlich fünfthalb Millionen Realen ein. Überdies fällt diese Auflage Niemanden zur Last, sondern man dient dadurch vielmehr Gott, und dem Staate zugleich, und giebt den Leuten Gelegenheit, sich zugleich als gute Christen und als rechtschaffene Patrioten zu zeigen."

Man gestand, daß dies Project von Nutzen seyn könnte, worauf denn die 4 Herren, ihrer großen Talente wegen einander lobpreisend, zusammen ins Hospital gingen. Ich folgte ih-

nen, grüßte dich, vernahm deinen Dank, trat beym guten Verwalter in Dienste, ward dein College, und lernte seitdem einsehen, daß man, um glücklich zu leben, in guter Gesellschaft leben muß. — —

Hier brach der Tag an, und die beyden Hunde verloren die Sprache.

III.

F a n ch o n;

oder:

das Leyermädchen auf dem Boulevard des Tempels.

Vorerinnerung.

Ich habe unter diesem Titel dem Leser weiter nichts zu sagen, als daß die Hauptperson der folgenden Begebenheiten ehemals wirklich in Paris lebte, sich auf dem Boulevard des Tempels hören ließ, ein hübsches Gesicht, schöne Augen, einen allerliebsten Mund, einen zierlichen Fuß, einen vollen Arm, geläufige Finger, ein rundes Händchen, und folglich — eine Menge Freunde, Bewunderer und Anbeter hatte.

Dessen ungeachtet war ihr Andenken — denn was verschont die Zeit! — beynahe erloschen, als vor wenig Monaten ein französischer Thea-

terdichter es dadurch wieder erneuerte, daß er Fanchon's Geschichte auf die Bühne brachte; ein Einfall, der, wie das Resultat desselben, um so allgemeiner beklatscht wurde, da die Hauptrolle des Stücks einer Schauspielerin zu Theil ward, deren Äußeres jenen Zügen des Originals ziemlich ähnlich ist.

Es giebt in Paris Leute, welche behaupten wollen, Fanchon sey, wie ihre jetzige Repräsentantin, Madame Bellmont (ehedem Madame Henri), eben nicht immer gleich spröde gewesen: allein de mortuis nil nisi bene.

I.

Dürftigkeit und Gesundheit.

Ehren-Thomas, weiland Stubenschetterer der Frau Präsidentin von Arville, hatte den Dienst aufgegeben, und sich nach seinem Geburtsdorfe Faverge, welches ungefähr sechs Meilen von Chambery, in einer so romantischen Gegend liegt, daß man, wenn man kein Geld hat, daselbst auf die bezauberndste Weise von der Welt Hungers sterben kann, zurückgezogen. Hier, am Fuße des Montblanc, lebten er und seine liebe Helene ziemlich nothdürftig, von einem halben Dutzend kleiner

Bälge umgeben, die für zwölf Musketiere aßen, und die zuweilen hinausgejagt wurden, um die Mildthätigkeit wohlhabender Leute in Anspruch zu nehmen.

Der gute Thomas hatte zwey hundert Thaler erspart, und, in der Voraussetzung, mit dieser unermeßlichen Summe lebenslang versorgt zu seyn, eine Frau genommen. Seine Frau half ihm ein Stück Land bearbeiten, welches vielleicht zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse hinreichend gewesen seyn würde, wenn er nicht so viele Kinder in die Welt gesetzt hätte; denn ob er gleich auf der einen Seite dadurch an Vater-Freuden gewann, so sah er doch auf der andern seinen Geldbeutel täglich schlaffer,

und Schmalhans immer mehr Küchenmeister in seiner kleinen Haushaltung werden.

Allein was sollte er machen! er war nicht mehr in dem Alter, wo er einen Fischzug auf Paris hätte wagen dürfen, seine Frau war ihm um so nothwendiger, da die Kinder ihrer nicht entbehren konnten. Thomas wußte freylich wohl, daß er gesäet hatte um zu ärndten; aber es konnte damit sehr spät werden, und ein Ungewitter die Saaten des Landmanns zu Grunde richten. Für die Buben war ihm nicht bange, aber die Mädchen .... nach den Mädchen konnten die Liebhaber und die Reisenden angeln; die müßigen Reisenden, vor denen den Vätern und Müttern dieser schönen, dürftigen Gegend eben so sehr bangte, als dem

Muselmanne vor dem Feuer und der Pest, die ihm in Einer Nacht nicht selten sein Eigenthum und seine Familie entreißen, ja wohl gar ihn selbst, Knall und Fall, den Huris seines Propheten zugesellen.

Das einzige Glück, dessen sich Thomas in dieser Lage mit Recht zu erfreuen hatte, bestand darin, daß seine Kinder sämmtlich kerngesund und wohlgebildet waren, worauf er sich um so mehr etwas einbildete, da seine Nachbarn ihm darüber zuweilen Complimente machten.

Unter dieser seiner Nachkommenschaft zeichneten sich vorzüglich Margarethe und Fanchon, durch ihre Reize, und durch ein gewisses Etwas aus, das ihnen vor ihren übrigen Geschwistern eigen war. Die Knaben,

welche den Triangel spielten, machten eben kein großes Glück auf diesem Instrumente. Aber dafür brachten Fanchon und Margrethe mit ihrer Leyer in einem Tage mehr nach Hause, als die Brüder in einer ganzen Woche. Endlich brachte die Schönheit der beyden Dirnen ihre Ältern auf den Einfall, sie nach Paris zu schicken; ein Entschluß, der dem jungen Volke im ganzen Dörfchen zu Herzen ging; denn die jungen Bursche, welche auf Fanchon und Margrethen ein Auge hatten, sahen auf einmal alle ihre Hoffnungen vereitelt; und die Gespielinnen unserer beyden Leyermädchen seufzten mit thränenden Augen: „Wer wird uns nun zum Tanze aufspielen! Wer uns in Zukunft das schöne Lied vorsingen:

Behutsam, ihr Mädchen! der Frühling entflieht.
Bewahret die Rose, die ein Mal nur blüht!“ —

Die jetzigen Kriegsrüstungen der Engländer und Franzosen, der Steinregen in der ehemaligen Bretagne und eine erste Vorstellung auf dem Wiener Hoftheater können keine größere Theilnahme erregen, als die Abreise unsrer beyden Bergbewohnerinnen. Da indessen Vater Thomas seinen Befehl mit einem „ich wills haben“ untersiegelt hatte, so legte sich der Aufruhr allmählig. Jeder schlich langsam nach seiner Hütte, und er sahe sich sehr bald wieder mit seiner Familie isolirt, wie Adam und Eva,

nach dem verwünschten Äpfelschmause im Paradiese.

Um sieben Uhr Abends hatten Fanchon und Margrethe ihr Bündelchen geschnürt und zu ihren Leyern gelegt. Thomas überdachte ein wenig, was er seinen Töchtern sagen wollte, und hub dann folgender Maßen an:

„Kinder, Ihr sollt Euch nun von mir trennen, und nach einer Stadt gehen, wo Ihr Euer Glück machen könnt. Ihr werdet dazu zwey Wege vor Euch finden: der erste und gewöhnlichste ist eben, mit Blumen bestreut, und auf tausenderley Weise anlockend. Hütet Euch wohl, ihn zu betreten! er ist freylich weit kürzer als der andere, führt Euch aber in Irrgänge, worin Ihr Euch leicht verlieren könn-

tet. Der zweite hingegen, den Ihr einschlagen müßt, wird Euch zwar mühsam scheinen; aber wenn Fleiß und Klugheit Euch leiten, so wird die Gewohnheit viele Schwierigkeiten erleichtern, der Himmel wird Euch seegnen und Euch, von allen rechtschaffenen Leuten geschätzt, in gutem Wohlstande zurückführen. Allein vor allen Dingen vergeßt doch ja nicht, was Ihr Euch und Euern Eltern schuldig seyd! Ein Mädchen, das den Namen „Mädchen" anders als durch das Band der Ehe, verliert, ist in den Augen rechtlicher Leute, was ein Weinstock ohne Trauben in den Augen des Zechers ist. Hütet Euch also ja vor dem ersten Fehltritte! Reiset glücklich, meine Kinder! Gott sey Euer Geleitsmann."

Hier küßte Thomas die Dirnen auf die Wange, und fuhr dann fort:

„Unsere Landsleute können dem Himmel nicht genug danken, denn Paris bleibt, die Wahrheit zu gestehen, für ihren Fleiß immer eine unerschöpfliche Quelle. Der Pariser ist leichtsinnig, ja nicht selten gleichgültig gegen das Schöne; eine Grille macht oft, daß er die unbedeutendste Kleinigkeit bis in den Himmel erhebt. Doch was kümmert das uns! Laßt uns, soviel es mit Ehren geschehen kann, seinen Leichtsinn benutzen, seine Fehler aber kennen lernen, um uns davor sorgfältig zu hüten.“ —

Bey diesen Ermahnungen ging's von beyden Seiten nicht ohne Thränen ab. Da es indessen schon spät war, so ging Thomas zu

Bette, und die Seinigen machten es eben so. Nur Fanchon brachte die Nacht schlaflos vor der Hüttenthür unter einer alten Linde zu; hier überdachte sie nochmals, was ihr Vater gesagt hatte, in Betreff des Betragens, welches sie in Paris beobachten sollte, desgleichen in Rücksicht der Gefahren, worein die Unschuld dort gerathen kann, besonders wenn sie, durch Berufsgeschäfte, den Launen unzähliger junger Thoren, nichtswürdiger Wollüstlinge und verworfener Taugenichtse ausgesetzt ist.

2.

Meine liebe Hütte, meiden
Muß ich nun auf ewig dich!

Fanchon, funfzehn Jahre alt, hatte ein rundes Gesichtchen, schwarze Augen, langes Haar von eben der Farbe, einen Mund, ganz zum Küssen geschaffen, einen schlanken Wuchs, einen Gebirgs-Dialect, der jedem ihrer Worte einen eignen Ausdruck gab; dabey war sie offenherzig, und im höchsten Grade munter. Ich frage den ernsthaftesten Grübler, den Ausbund der kältesten Philosophen, den grisgramigsten Cato, ob diese Eigenschaften, in Verbindung mit einander, sie nicht gar leicht zu

tausenderley Unbesonnenheiten hätten verleiten können?

Die Morgenröthe traf sie noch unter ihrer Linde. Nochmals betrachtete sie jetzt gefühlvoll alle die Gegenstände, welche Zeugen der Spiele ihrer Kindheit gewesen waren; nochmals die hohen, mit Schnee bedeckten Gebirge. „Ich entferne mich weit von euch (seufzte sie), werde euch nie wieder erklimmen — muß, so will es mein Vater, Alles verlassen, was mir theuer und werth ist.“

Bald darauf kam Alles im Hause auf die Beine. Margrethe war nicht so betrübt, als ihre Schwester, denn das, was sie von der Hauptstadt der Welt gehört hatte, schmeichelte

ihrer Eroberungssucht und ihrer Liebe zur Unabhängigkeit.

Der Abschied von beyden Seiten war rührend; man umarmte sich wechselseitig, drückte einander herzlich die Hände, und weinte bitterliche Thränen dazu.

Unsre beyden Leyermädchen schlugen hierauf die Straße nach Chambery ein; Fanchon mit blutendem Herzen, Margrethe hingegen seelenvergnügt, ihre ländlichen Reize der galantesten Nation unter der Sonne zur Schau anbieten zu können.

Während der ersten beyden Tagereisen fiel nichts Merkwürdiges vor. So oft unsre Virtuosinnen an ein Dorf kamen, nahmen sie ihre

Leyern zur Hand, sangen dazu, und setzten die neugierigen Zuhörer in Unkosten.

Am dritten Abend kehrten sie in einem Wirthshause ein, das recht hübsch aussah. „Gelt's, Schwesterl! (sagte Margrethe zu Fanchon) Gelt's, Mer werden's Nachtlagerl wohl b'zahlt kriegen! Schau's, die schmucken Leutel! Flug's Leyerl zur Hand!"

Fanchon erstickte ihre Seufzer, stimmte das Instrument, bat um Erlaubniß, vor der Gesellschaft erscheinen zu dürfen, und sang mit ihrer Schwester, wie folget:

Mel. Ich Mädchen bin aus Schwaben.

M'r sind S'vojarden Mädel
Schwarzbraun von Aug' und G'sicht;

M'r ziehn zum Wunder-Städel,
Davon ein Jeder spricht:
Da giebt's der schmucken Herrel
Gar viel in Seid' und Gold;
Sind schlaue, putz'ge Närrel,
Und sind den Mädeln hold.

Sie kosen, dahl'n und schwatzen:
„Mein Täub'l, ich bin dir gut!“
Auch schonen s'keine Batzen;
Doch seyd auf eurer Hut,
Seyd auf der Hut, o Mädel,
Bedenkt, was Thomas spricht:
Traut dort, im Wunder-Städel,
Den schmucken Herreln nicht.

Die Art, wie unsre Bergmädchen diese Verse sangen, brachten ihnen, außer einer Menge von Lobsprüchen, eine Einnahme ein, die ihre Erwartung weit übertraf. Sie spielten noch einige kleine Arien, und empfahlen sich dann der Gesellschaft, die über den anständigen Ton, womit die Dirnen sich ankündigten, höchlich erfreut waren.

„Gelt's Schwesterl! (rief Margrethe) Gelt's, das war'n schöner Anfang! M'r werden halt gar bald reich werden in Paris, werd'n nit nöthig han zu knausern. Weist'e noch wohl, Fanchon, als wir e' mal bey der Frau des Intendanten spielten, wie s' da der Länge nach auf'm schönen Bette lag? Gelt's!

Mer werd'ns halt eben so machen, wenn mer brav was z'sam'n bringen?"

„Du vergißt, liebe Margrethe, (versetzte Fanchon), daß unsre erste Einnahme für unsre Ältern ist. Du bist älter als ich, und hängst doch — es thut mir halt recht leid — so gewaltig am Staate. Laß es uns machen wie unsre gute Mutter, und nie vergessen, was Vater sagte: Seyd vernünftig, wenn ihr glücklich seyn wollt!"

3.

Gutherzigkeit.

Margrethe schwieg, setzte sich aber vor, ihrem eigenen Kopfe zu folgen, wenn sie nur erst in Paris angekommen seyn würde. Am folgenden Morgen machten sich beyde wieder auf die Reise, und verfolgten ihren Weg ohne ein einziges Wort zu sprechen. Endlich erreichten sie ein, etwa drey Stunden von Lion gelegenes Dorf. Dort wurden sie auf dem Platze vor der Kirche einen Landsmann, ungefähr von ihren Jahren, ansichtig, der sein Murmelthier, das todt vor seinen Füßen lag, beweinte.

„Ach! — (seufzte der unglückliche Knabe)

wovon soll ich nun leben, und meine arme Mutter ernähren!“

Fanchon trat näher, sah eine Menge Leute um ihn her stehen, gab Margrethen ein Zeichen, und sogleich fingen Beyde an zu singen und zu spielen. Als der Bube sah, wie aufmerksam man den neuen Ankömmlingen zuhörte, weinte er noch mehr, und wollte sich entfernen. Aber Fanchon faßte ihn beym Arme. „Wo willst denn hin? (sagte sie). Schaust dann nit, daß ich die Herrn und Damen zu Deinem Besten erlustire? Nimm deinen Hut und sammle für uns.“

Jedermann beklatschte diese Großmuth, Fanchon beeiferte sich noch mehr, und der Knabe erhielt so viel, daß er nicht nur ein

andres Murmelthier kaufen; sondern auch seine gute Mutter unterstützen konnte. Er wollte seiner Wohlthäterin danken; aber sie hatte, um sich dem Bravorufen der Einwohner und den Thränen des gerührten Landsmannes zu entziehen, sich nebst ihrer Schwester aus dem Staube gemacht.

Endlich erblickten sie denn die Stadt, welche alle Tugenden und alle Laster, die Wissenschaften und die Unwissenheit, den Luxus und das drückendste Elend, die Rechtschaffenheit und die Schelmerey, den Aberglauben und den Atheismus, feige Niederträchtigkeit und den Heldenmuth, die Unschuld und das Sittenverderbniß, Griechenland und Italien, China und die Türkey in ihren Ringmauern

umschließt. Ihr Äußeres hatte wenig Auffallendes, nur das Innere vermochte ihnen einen ungefähren Begriff von dem Abgrunde zu geben, den man, höflich genug, die Stadt nennet.

Jetzt hielten sie ihren Einzug in Paris, und wunderten sich über das Gewühl, über die ungeheure Menge von Wägen, über die Fußgänger, die sich wechselseitig umrennen, ohne einander anzusehen, über die geschäftigen Leute, die nichts zu thun haben, über die Tagediebe, die ihren Leichnam von einem Quartiere zum andern schleppen, über die feinnasigen Schmarotzer, die, dem aus den Schornsteinen aufsteigenden Rauche nach, drey Viertel der Stadt durchlaufen, um eine gute Mahlzeit zu

erschnappen, über die Handels-Dirnen, die, mit ihrem Krämchen zugleich ihre Ehre nach der Stadt tragen. Sie sahen hier einen müßigen Taugenichts, der, um Mitleiden zu erregen, sich in Bettlerkleider gesteckt hatte; dort hingegen erblickten sie einen armen Schlucker, der, um sich ein Gewicht zu geben, und mitunter eine Schelmerey auszuüben, von Golde strotzend, einherstolzirte. Kurz, sie sahen einen Guckkasten, der Paris im Kleinen darstellte. Die Bilder waren getreu und lebendig, die Gläser ungetrübt; das Buch lag aufgeschlagen. Junger Mann, der du ohne Beystand und Führer nach Paris kommst, lies dein Schicksal, geh in dich, und zittre!

4.

Ein Tag in Paris.

„Welch eine Menge Menschen! (rief Fanchon) Was ist Paris für 'ne große Stadt! Aber, Schwesterl, wo werden wir herbergen? Vater hat uns halt nichts davon gesagt.“ Sie überlegten noch immer, als ein wohlgekleideter junger Mensch ihnen den Vorschlag that, sie irgendwo unterzubringen; eine Höflichkeit, die Margrethe ihren Reizen zuschrieb. Fanchon, obgleich behutsamer, folgte dennoch zutraulich ihrem Führer, ohne über die Gründe, welche ihn, so zu handeln, bewegen konnten, etwas Arges zu denken. Sie quartirten sich in der Vorstadt St. Marceau ein, man ward über

die Stubenmiethe bald einig, und bezahlte, nach löblichem Gebrauche, die erste Woche voraus.

Als dies in Ordnung gebracht war, empfahl der Fremdling sie der Wirthin, und führte sie dann, zum Mittagsessen, nach Saliote, am Boulevard des Tempels; eine Artigkeit, worüber die beyden Schwestern, zumahl da ein Fremdling sie ihnen erwies, höchlich erfreut waren. Dort trafen sie zahlreiche Gesellschaft, welches ihnen denn eine gute Einnahme zuzog. Zudem brach jeder in Lobsprüche über sie aus, die lustigen Brüder brachten sie nach Hause, die eroberungssüchtigen Schönen hingegen verwünschten das Schicksal, welches den fremden Dirnen so viel Reize beschieden hatte, die ehr-

bare Frau und der wohlgesittete Mann bedauerten ihr Loos, indem sie in einem Tage ein Kleinod verlieren konnten, welches unschätzbarer war, als alle Goldkörner des Paktolus. Auch erhielten unsere beyden Anfängerinnen wirklich schon in den ersten Tagen eine Lektion, die der einen sehr heilsam war, die andere hingegen .... doch man höre.

Unter den beym Traiteur versammelten Gästen befand sich ein kleiner Zirkel, dessen Hauptmitglieder (sowohl in Rücksicht des Ranges, welchen sie in der Welt behaupteten, als auch des Rufes, worin sie standen) namentlich aufgeführt zu werden verdienen. Es waren der Major von Herbouville, der Marquis von Haraincourt und der Vicomte von Alis;

drey Brüder Lüderlich, und große Freunde der Weinflasche. Fanchon und Margrethe wurden ihnen vorgestellt, die Herren waren gleich beym ersten Anblicke schon entzückt, und der Zauber des Gesanges riß sie vollends hin. Aber kaum hatten die Dirnen geendigt, so nöthigte man sie, sich mit an den Tisch zu setzen; man fragte, wie sie hießen, woher sie gebürtig, wie lange sie in Paris, wie alt sie wären, ob sie einen Liebhaber hätten u. s. w.

Fanchon, die das Wort nahm, befriedigte die Herren, und ihr offenes Gesicht, welches jede ihrer Aussagen bestätigte, brachte die Gäste vor Freuden ganz außer sich. „Meine Herrn! (rief der Vicomte von Alis) die beyden jungen Mädchen treten hier zum ersten Male auf, der

Gott der Liebe selbst hat sie uns zugeschickt; wir müssen uns für ihre Ritter erklären, müssen sie in den Schutz nehmen, meine Herren! Müssen nicht leiden, daß ein Anderer diese Rosen breche. Wir, wir allein haben das Recht dazu." — Dieser Spaß wurde von Jedermann wiederholt, und Jedermann herzte und küßte die beyden neuen Ankömmlinge.

Es war ziemlich spät in der Nacht, als Fanchon an den jungen Mann dachte, der sie nach Galiote geführt hatte. Man wollte ihn rufen lassen, aber er war nicht mehr da. Indessen erbot sich von Alis die Dirnen nach Hause zu bringen. Er klingelte einem Bedienten; sogleich fuhr sein Wagen vor, man kam, wie auf den Fittigen des Windes, in der Vor-

stadt St. Marceau an, und trennte sich nur unter dem ausdrücklichen Versprechen, einander am folgenden Tage in der blauen Uhr wiederzutreffen.

„Wie, in aller Welt! (rief die Wirthin, als sie unsere beyden Dirnen ansichtig ward) Sind Sie's, Mamsellchen? Sie haben Sich also anders bedacht?“

„Wie so, Madam?“ fragte Fanchon.

„Je nun, ungefähr vor einer Stunde kam Ihr Reisegefährte, und sagte, Sie wollten hier nicht länger logiren. Darauf nahm er Ihre Bündelchen und ging wieder weg.“

Fanchon erzählte der Wirthin, wie ihnen der junge Mensch auf der Straße begegnet, zu Mittage mit ihnen bey Saliote gewesen, aber

plötzlich dort verschwunden, und zum Schelme worden sey. Aber (setzte Margrethe hinzu) 's thut nichts! 's ist ein kleines Unglück, das wir bald wieder gut machen können, und soll es uns eine Warnung für die Zukunft seyn.

Hierauf gingen sie in ihre Stube, baten aber die Wirthin zuvor, doch ja am folgenden Morgen, sobald sie aufgestanden seyn würde, zu ihnen zu kommen, indem sie nothwendig mit ihr sprechen müßten.

5.

Margrethe, bleib bey deiner Leyer!

Der Anblick der Carosse, worin die beyden Dirnen zu Hause kamen, hatte die Wirthin schon gelehrt, daß es etwas zu schwatzen geben würde. Sie ermangelte daher nicht, sich, verlangter Maßen, frühmorgens in ihr Zimmer zu begeben.

Indessen hatte die Nacht zu tausenderley Betrachtungen Anlaß gegeben. Margrethe zweifelte schon keinen Augenblick mehr daran, daß sie nicht in kurzem eine vornehme Staatsdame werden würde. Ihre Schwester führte ihr zwar zu Gemüthe, welche Gefahr ihr bevorstände: aber Margrethe lachte nur darüber. „Pah! pah!

(sagte sie) bist du nit ä Närrel! Nimmst alles in die Quere. Müss'n wir uns denn immer zimperlich stellen, wenn 'n hübscher Jung schön mit uns thut? schau's mal die Herrel von gestern! Han mer uns über sie zu b'klagen? ich denk halt nein. Han sie nit unsre Ankunft gecelebriret, han sie uns nit honett b'zahlt, han sie uns nit in ihrem Kutschel heimgefahren? verspricht das nit alles Mögliche, sollen m'r nit heut' abermals in ihrer Gesellschaft zubringen und schöne Damen kennen lernen, die in unsrer Heimath gewesen sind? Gelts, Fanchon! Schwatz, was d' willst, ich glaub halt doch, m'r werd'n gar bald dem Glück im Schooße sitzen."

„Margrethe, Margrethe! (rief Fanchon)

du bist älter als ich; wenn du doch aber auch ä Bisserl mehr Überlegung gebrauchen möchtest! Dein' G'denkungsart wird dich halt ins Unglück stürzen. Margrethe, bleib bey deiner Leyer! das ist dein Broderwerb. Trachte nit, eine große Rolle zu spielen; denn man wird dich nur auslachen, und es wird dir gehen, wie Vater zu sagen pflegte:

„„Ich kenne halt nur zwey Dinge in der Welt, die sich beständig gleich bleiben; das sind die Schwalben und die Gönner. Jene ziehen immer weg, sobald der Winter ins Land kommt; diese pflegen sogleich ihre Thür vor denen zu verschließen, die aufhören, sich gut aufzuführen, und sich dadurch ihrer Gunst unwürdig machen.““

„Vergiß das nie, Margrethe! (denn es ist nur allzu wahr) sondern suche dein Betragen darnach einzurichten.“

Die Ankunft der Wirthin machte diesem Diskurs ein Ende. Man wünschte einander einen guten Morgen. „Wie haben die Mamsellchen verwichne Nacht geschlafen?“

„Recht gut.“

„Das freut mich.“ Und damit fing die Wirthin an in einem Athem tausenderley Fragen zu thun, wovon eine immer abgeschmackter war, als die andere.

„Sie haben recht wohlgethan (fuhr sie endlich fort) Ihre Berge mit Paris zu vertauschen. Mein Seel, Mamsellchen, das haben Sie schön gemacht! So hübsch, wie Sie sind, und mit

Ihren Talenten — vielleicht noch ein wenig mehr Anmaßlichkeit im Reden — und ich steh' Ihnen dafür, Sie werden Ihr Glück machen. Gegen eine gewisse Classe äußerst zurückhaltend — gegen eine andere hochfahrend — gegen eine dritte nachgiebig — gegen alle wetterwendrisch — das ist der Weg, worauf unsre vornehmen Damen eine Höhe erlangt haben, woran sie mein Tage nicht gedacht haben würden, wenn das Glück sie nicht begünstiget hätte."

Das war Wasser auf Margrethens Mühle. „Sie können uns, Herzens-Madamchen! (sagte sie) Sie können uns halt einen großen Gefallen thun, wenn Sie uns sagen, welche Quartiere der Stadt am meisten b'sucht werd'n."

„Ohne Zweifel der Boulevard des Tempels, mein Schätzchen! Da pflegt sich Alles zu versammeln, was sich in Paris zur schönen Welt zählt; da stecken Tag täglich alle Traiteur- und Kaffeehäuser voll Marquis, Grafen, Barone, verliebten Abbe's und Löfflern. Um vier Uhr, da ist der rechte Zeitpunkt; da kommt man, um an der Sonne gemächlich zu verdauen; das Oberstübchen ist noch etwas vom Weine geheizt; man schmilzt hin, und zahlt zuweilen dem hübschen Gesichtchen der Virtuosinn, was sie für Belohnung ihrer Kunst hält. — An den Sonn- und hohen Festtagen geht man, nach der Vesper, in dem königlichen Garten spatzieren. Ey tausend! Da gibts zuweilen schmucke Gesellschaft! Aber, um Gotteswillen, nehmen

Sie sich ja in acht, daß Sie nicht auf die andere Seite, wo die Rapee liegt, gerathen! Da giebts nichts als Bauerlümmel und Bootsknechte, die da glauben, mit einem schwachen Weibsbilde machen zu können, was sie wollen. Nein, ich sag es nochmals, nach dem Boulevard, nach dem Boulevard müssen Sie gehen; da werden Sie ihr Glück machen.“

„Ja, das wollen wir, das wollen wir! (rief Margrethe) auch han wir dem gnäd'gen Herren gestern halt fest versprechen müssen, heut wieder dahin z'kommen.“ — —

Unterdessen hatte der Vicomte von Alis allen seinen Freunden von der Ankunft unsrer beyden Schwestern Nachricht gegeben. Wie hübsch sie auch waren, so verschönerte er sie doch in

seiner Schilderung so sehr, daß Jedermann begierig wurde, sie zu sehen. Auch war das Gedränge auf dem Boulevard so groß, daß schon um drey Uhr kein einziger Stuhl mehr zu haben stand. Der Vicomte durchflog alle Reihen, flüsterte der Frau Marquisin eine Schmeicheley zu, besänftigte die Ungeduld der Frau Gräfin... Endlich ließ sich die Leyer hören. „Das sind sie, das sind sie, (rief von Alis) Geben Sie Acht, tausend, geben Sie Acht!“

Fanchon und Margrethe setzten Alles in Erstaunen; man pries ihre anständige Miene, und tausend schmeichelhafte Complimente begleiteten das Geld, das ihnen haufenweise zufiel. Von Alis war entzückt bis in den dritten Himmel; er fragte die Herren, wie es um ihr Herz

stände; die Damen, was sie von seinen Schützlingen (so nannte er die beyden Schwestern) hielten; er machte sie auf ihren schönen Wuchs, auf ihr holdes Lächeln, auf ihr offenes Wesen, und auf die Fertigkeit aufmerksam, womit sie die Leyer spielten.

Zwey bejahrte Damen thaten an Fanchon verschiedene Fragen; sobald sie den Namen ihres Dorfes hörten, schienen sie noch einmal so aufmerksam zu werden, als zuvor. „Wie! (sagte die eine) Ihr seyd aus Faverge?“

„Ja, Madam!“ — „Und euer Vater heißt?“

„Gerhard Franz Thomas.“ „Was? Thomas? Thomas heißt euer Vater? ich kenne ihn recht gut; er ist ehemals in Paris gewesen.“ „Ja, gnädige Frau! und er erwarb

sich durch seine Rechtschaffenheit und seine treuen Dienste die Gnade der Frau von Arville.“

„Ganz richtig; das bin ich! Kommt, Kinder, ich muß Euch umarmen!“

Jeder, der Zeuge von dieser Scene war, fühlte sogleich eine gewisse Hochachtung für die Schwestern. Frau von Arville war nicht mehr jung; ganz Paris kannte ihren guten Ruf und untadelhaften Wandel; die Freundschaft, welche sie den beyden Dirnen bezeigte, konnte also keinen Verdacht erregen. Die Folge davon war, daß Fanchon und Margrethe auf einmal bey den Parisern in Achtung standen; ihr Glück war nun gemacht: ein einziger Augenblick gab ihnen einen Namen, sicherte ihnen ihr Auskom-

men, freyen Zutritt in die ersten Häuser, und eine zahlreiche Menge Anbeter.

„Gelts! (sagte Margrethe zu Fanchon) das alles wirst du doch halt nit mehr für e'n Quark ansehn? Gelts, du kommst nun auf andere Gedanken?“

„Bleib bey deiner Leyer! (versetzte die jüngere Schwester) die Schönheit vergeht; wir werden halt alt werden, die Reue folgt uns dann auf dem Fuße nach. Margrethe, Margrethe! bleib bey deiner Leyer!“

6.

Es wechselt Kummer mit Freuden ab.

Mit dem Einbruche der Nacht zerstreute sich die Gesellschaft. Von Alis, der immer zuvorkommend und von den beyden hübschen Gesichterchen ganz hingerissen war, wollte die Schwestern nach Hause bringen, welches sie denn auch mit Dank annahmen, zumal da die heutige Sammlung so einträglich gewesen war, daß sie das Geld nicht alles in ihren Taschen lassen konnten. Da der Vicomte sich unserer Dirnen so eifrig annahm, so wurde er gern bey ihnen gesehen, und die tägliche Gewohnheit machte, daß ihr Umgang ihm endlich zum Bedürfniß wurde.

Dies gab zu mancherley Gerüchten Anlaß. Fanchon, offenherzig und gerade, machte den Vicomte darauf aufmerksam. Aber jene Sage stimmte zu sehr mit seinen Absichten überein, als daß er nicht alles mögliche hätte thun sollen, um sie immer mehr zu begründen. Jeder hat so seine eigene Philosophie; die Seinige bestand darin, sich das Leben angenehm zu machen, seine Neigungen zu befriedigen, das unermeßliche Vermögen, welches ihm seine Eltern hinterlassen hatten, gemächlich zu verzehren und den Namen zu erhalten, den ihm sein Glücksstern nun einmal in der Welt beschieden hatte. Für einen liebenswürdigen Bruder Lüderlich, wie er, waren zwey bildschöne Mädchen von sanftem Character und gefälligem Aeußern, frey

lich gefährliche Klippen. Aber vielleicht denkt die Eine nicht wie die Andere (sagte er zu sich selbst)! Wie dem auch seyn mag. — Beyde sind so verführerisch, daß die Wahl äußerst schwer werden wird. Die Reize der einen lassen vermuthen, daß die andere deren noch mehrere besitzt. Nur eine ernste Erklärung kann diese Unentschlossenheit heben. So ohngefähr dachte Alis, harrte sehnsuchtsvoll auf eine Gelegenheit, sich zu erklären, und fand sie früher, als er gehofft hatte.

Fanchon und ihre Schwester befanden sich bereits länger als einen Monat in Paris, ohne daß ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet war. Sie wurden überall gut aufgenommen, kamen immer mit Gold und Geschen-

ken überhäuft nach Hause, und sahen folglich alle Beyde ihren Wunsch erfüllt; denn die Eine konnte ihre geliebten Eltern unterstützen, die Andere hingegen nach Gefallen ihrer Eroberungssucht nachhängen.

Einst kam Alis, um die Schwestern zum Mittagsessen auf dem Boulevard abzuholen; er fand aber nur Fanchon, die eben im Begriffe war auszugehen. „Ey tausend! (sagte er) kaum lasse ich mich blicken, so macht man sich zum Abzuge fertig. Das ist abscheulich! Dafür muß ich mit einem Kusse ausgesöhnt werden.“

Fanchon sträubte sich zwar; aber Alis, rüstig und in der Kunst, mit Mädchen zu dahlen geübt, würde ohne Zweifel den Sieg da-

von getragen haben, wenn man nicht ein Geräusch an der Thüre vernommen hätte. Es war die Wirthinn, die Fanchon benachrichtigte, daß der Wagen, der sie zur Frau von Arville führen sollte, vor der Thüre sey. Die Wirthinn ging darauf wieder hinaus, und Fanchon wollte ihr folgen; aber Alis hielt sie zurück.

„Ich liebe Dich! (sagte er) Dies ist das erste Mal, wo ich Gelegenheit habe, es Dir zu sagen. Laß mich sie nicht unbenutzt lassen, Ich bin jung und besitze ein ansehnliches Vermögen, kann aber nicht leiden, daß man sich sperrt. Ein schönes, wohl meublirtes Haus, ein Schmuck von Diamanten, eine prächtige Garderobe, funfzig Louisdor monatlich, eine Carosse, die der Gebieterinn meines Herzens

zu Befehle steht — das, und noch mehr, wenn sie es verlangt, kann ich Fanchon anbieten.“

Unsere Virtuosin stand bey diesem Antrage wie vom Donner gerührt, und blieb mehr als fünf Minuten sprachlos. Endlich schien sie wie aus einem Traume zu erwachen. „Ich weiß nicht, ist es nur Ihr Scherz (sagte sie), oder denken Sie in der That auszuführen, was Sie mir jetzt vorschlagen. Welches von beyden der Fall auch seyn mag, so können Sie mich nicht tiefer demüthigen, als durch dergleichen Aeußerungen. Aber freylich, ich gab Veranlassung dazu, konnte aber, mit den Sitten und Gebräuchen dieser Stadt unbekannt, das, was Sie mir sagten, gar leicht anders auslegen. Geschah es in der Absicht, mich zu enteh-

ren, so kränkt es mich empfindlich, Sie nicht eher aus dem Irrthume gerissen zu haben. Meine Wünsche, gnädiger Herr, beschränkten sich auf Ihre Achtung, auf das Zutrauen, welches ich bey gutdenkenden Leuten finde, auf den Erwerb meines Unterhalts, und auf die Mittel, meine braven Eltern unterstützen zu können.“ Hier eilte Fanchon aus dem Zimmer und lies Alis, über ihre Antwort höchlichst erstaunt, allein stehen.

„Nun! (sagte er endlich) Jetzt kann ich mich doch wenigstens rühmen, einmal eine Grausame gefunden zu haben. Das wurmt freylich! Aber, Margrethe, du sollst mir für Fanchon büßen! Allein, wo ist denn das liebe Kind?“

„Wen meinen Sie damit, gnädiger Herr?“ sagte Margrethe, in das Zimmer tretend.

„Potztausend! Wen anders als Dich? Deine Schwester geht davon, und läßt mich hier mit meinen Träumereyen allein. Es ist wahr, allerliebst waren sie, denn sie betrafen Dich.“

„Mich, gnädiger Herr?

„Auf meine Ehre.“

„Unmöglich kann ich das glauben.“

„Du Schalk! Du sprichst nicht wie Dir es ums Herz ist.“

„Um Vergebung! Die Herren in Paris sind nur allzuflatterhaft.“

„Es giebt auch Beständige, es kommt Alles auf das Frauenzimmer an. Ich, zum Beyspiel, würde dir. . .“

„Gnädiger Herr.“

„Du wirst es doch nicht auch machen wie Deine Schwester, die sich gewaltig scandalisirte, als ich ihr einen Kuß geraubt hatte.“

Alis bemerkte indessen sehr wohl, daß zwischen den beyden Schwestern ein großer Unterschied war; seine Eigenliebe überredete ihn sogar, daß er Margrethen nicht gleichgültig sey. Diese war zwanzig Jahre alt, und ein wenig koquett; zudem hatte sie nicht ebendieselben Argumente wie ihre Schwester; Alis dagegen kannte unwiderstehliche, wandte sie mit Nachdruck an, und ... Margrethe fiel. — —

Unter dergleichen Umständen sind gewöhnlich Thränen an der Tagesordnung, aber sie kommen zu spät. Alis trocknete Margrethens

Wangen dadurch, daß er ihr eben denselben Vorschlag that, wie zuvor ihrer Schwester. „Nimm ihn als einen Beweis meiner herzlichen Liebe an (sagte er). Du wirst dann nicht mehr von den Launen des Publikums abhangen, sondern Dein Schicksal nach eigenem Gefallen verbessern können. Sprich, Margrethe! Ein einziges Wort, und ich führe dich sogleich nach Deinem Hause, und morgen, ja sogar noch diesen Abend, soll dir kein Wunsch mehr übrig bleiben "

Der Fehltritt war geschehen, und die Neigung, ihn noch einmal zu begehen, fing schon an zu erwachen. Margrethe gab nach einem schwachen Widerstande nach, folgte ihrem Sieger, und so gewann das Vergnügen, sich von

einem schönen, jungen Manne geliebt zu sehen, über die Ehre und über die Zuneigung, die ihre Schwester für sie hegte, die Oberhand.

Ein paar Zeilen, die man der Wirthin eingehändiget hatte, gaben Fanchon von Margrethens neuen Verhältnissen Nachricht. Das arme Mädchen fiel bey Durchlesung des verwünschten Billets beynahe in Ohnmacht. Sie zeigte es der Wirthin, und fragte, was sie davon dächte.

„Nichts ist natürlicher als das, liebes Mamsellchen! Durch Jugend und Schönheit erreicht man in Paris, was man durch Sittsamkeit und Talente nie erhalten hätte.“

Ueber diese Antwort höchst unzufrieden ging Fanchon hinauf in ihr Zimmer, um sich nieder

zulegen, und beklagte von Grunde des Herzens, daß ihre Schwester auf diesen Irrweg gerathen war.

7.

Fanchon, welche Klippen!

Die ganze Nacht hindurch von dem Gedanken an Margrethens Verirrung gequält, konnte Fanchon kein Auge zuschließen. Sie stand daher sehr früh auf, eilte zur Frau von Arville, und erzählte ihr, was sich Abends vorher zugetragen hatte.

Die Dame suchte sie zu trösten. „Es ist vielleicht nur eine Verirrung, von der sie bald mit Schaden zurückkehren wird (sagte sie). Überall, liebes Kind, steht man hier in Gefahr,

an einer Klippe zu scheitern; ein Schicksal, dem Du, bey Deinem Mangel an Weltkenntniß, ich möchte fast sagen, nur durch ein Wunder entgehen kannst. Laß Dir das Beyspiel Deiner Schwester zur Warnung dienen, und fürchte ja nicht der Gefälligkeit deiner Freunde zu viel zuzumuthen, wenn Du sie oft um Rath fragst. Jeder muß sich ein Vergnügen daraus machen, Dein Zutrauen zu verdienen. Wende Dich daher immer dreist an mich, und sey versichert, daß ich Dir stets gewogen bleiben werde, so lange Du ein rechtschaffenes Mädchen bleibst."

Fanchon küßte der Frau von Arville die Hand, und bat sich über einen Entschluß, den sie diese Nacht gefaßt habe, ihre Meynung aus. „Ich habe gar nicht über meine Wir-

thin zu klagen; aber soll ich, da ich jetzt allein bin, spät in der Nacht nach einem so abgelegenen Quartiere gehen? überdieß wünsche ich dem Boulevard, wo ich mein Brod verdienen muß, näher zu wohnen. Ich habe vor kurzem in der Straße St. Claude ein Zimmer gesehen, und bin nicht abgeneigt, es zu miethen. Aber ich wünsche doch, zumal nach Ihren gütigen Äußerungen, zuvor erst Ihr Gutachten darüber zu hören."

Frau von Arville versicherte, daß sie sehr wohl damit zufrieden sey, worauf denn Fanchon, darüber höchst vergnügt, ihre Gönnerin verließ, um jenen Entschluß sogleich auszuführen. Die Wirthin in der Vorstadt St. Marceau bedauerte zwar von Herzen, daß sie sich

von ihr trennen wolle, da aber Fanchon sie bat, sie zuweilen zu besuchen, so schieden sie als die besten Freundinnen von einander.

Fanchons neue Wohnung wurde sehr bald bekannt, denn diejenigen, welche, entweder vermöge ihres Ranges, oder aus Vorurtheil, nicht nach der Vorstadt St. Marceau kommen durften, besuchten sie in der Straße St. Claude. Der Zutritt, den Fanchon in den ersten Häusern fand, ingleichen ihre häufige Bekanntschaft mit den Großen, verhalfen ihr zu dem Tone und zu der Gewandtheit im Umgange mit Menschen, die man sonst nur durch die sorgfältigste Erziehung erhält. Hofleute, Magistratspersonen, Geistliche, Kriegsbeamte, Bürger, jeder besuchte das Leyermädchen Fan-

chon, fand Vergnügen an ihrem Umgange, und erhielt nicht selten Unterstützung, die sie den Unglücklichen immer gern gab.

Aber so viele vornehme Leute bey einem bloßen Gebirgsmädchen — das gab den Lästerzungen dieses Stadtviertels zu tausenderley Glossen Anlaß. Fanchon wußte recht gut, was man von ihr sprach; aber sie blieb bey ihrem Betragen, verachtete dergleichen Gerede, und lachte recht herzlich, so oft Frau von Arville, die sie zuweilen besuchte, sagte: „Fanchon, welche Klippen! Ich bin zwar von Deiner Tugend überzeugt; aber Ein unbewachter Augenblick, und der Ruhm von zwanzig Jahren ist dahin.“

„Ich bin vielleicht im Stande, mich zu vergessen (versetzte Fanchon); aber seyn Sie versichert, gnädige Frau: wenn mich dies Unglück trifft, so sind Sie die erste, die es erfährt. Nicht, weil ich das Herz haben würde, es Ihnen zu gestehen; sondern weil ich, (um Ihre gerechten Vorwürfe zu vermeiden, und Sie nicht in die Verlegenheit zu setzen, sich der Freundschaft, womit Sie mich beehrten, schämen zu müssen) mich unverzüglich entfernen würde.

Die glücklichen Tage, welche das allen ihren Wünschen zuvorkommende Schicksal Fanchon verlieh, vermochten gleichwohl das Andenken an die gefallene Schwester nicht in ihr auszutilgen. Sie erröthete über die Lobsprüche,

welche man ihr ertheilte, und glaubte kaum die Hälfte derselben zu verdienen. Ihren Ältern hatte sie Margrethens Fehltritt sorgfältig geheim gehalten; aber das Stillschweigen, welches sie in Betreff derselben in ihren Briefen beobachtete, ließ den guten Alten die Wahrheit ahnden. Vater Thomas, der darüber aufs Reine kommen wollte, schrieb an seine alte Gebieterin, die denn, zwar nachsichtig gegen jugendliche Unbesonnenheiten, aber auch streng in ihren moralischen Grundsätzen, dem Betragen Fanchons Gerechtigkeit wiederfahren ließ, Margrethen dagegen ein ungerathnes, lüderliches Weibsbild nannte. Der redliche Vater, darüber höchst aufgebracht, schrieb einen sehr herben Brief an seine Tochter, die, in der

Meynung, daß Fanchon, aus Neid über ihr Glück, Veranlassung dazu gegeben habe, sich an ihrer Schwester aufs empfindlichste zu rächen beschloß.

Unterdessen war Fanchon, die von einem anständigen Vergnügen zum andern überging, weit entfernt zu ahnden, was man gegen sie vorhatte. Ihre Freunde, mit dem Kummer, den sie ihnen zu verbergen suchte, nicht unbekannt, vermieden sorgfältig, etwas davon zu erwähnen; und je nichtswürdiger ihnen die eine Schwester erschien, destomehr Hochachtung und Liebe hegten sie für die Andere.

Indessen läßt sich die Liebe niemahls das Recht, das sie über jedes Herz hat, nehmen; die strengste Tugend, der kälteste Philosoph,

die andächtigste Betschwester, Niemand kann ihr widerstehen. Wie hätte Fanchon, jung und schön, sich selbst überlassen, unbeschränkter Herr ihrer Handlungen, ihr Trotz bieten können! Man sagte ihr zu oft, sie sey geschaffen um zu gefallen, als daß sie es nicht hätte glauben müssen. Doch war es nicht der Zirkel der Großen, der sie täglich umgab, woraus sie den Freund ihres Herzens wählte; sie hörte zwar ihre schmeichelhaften Erklärungen gern, hielt sie aber für unüberlegt, und achtete nicht weiter darauf.

Ein junger Mann ohne Vermögen, aber von einer einnehmenden Figur, kenntnißvoll und angenehm in Unterhaltung, bescheiden gegen Jedermann, äußerst gefällig gegen das

Frauenzimmer war der Glückliche, den sie zum Freunde ihres Herzens erkohr. Hyppolit, so hieß er, lebte lediglich von dem Ertrage eines unbedeutenden Ämtchens, und beobachtete über seine Herkunft und den Stand seiner Ältern immer das tiefste Stillschweigen. Dieses gefiel Fanchon nicht, sie beklagte sich vielmehr darüber, aber ohne deswegen nur im geringsten etwas mehr Licht zu erhalten. „Sie scheinen mir gewogen zu seyn (sagte er einst); aber wie glücklich mich das auch macht, und wie sehr ich mich an Sie gefesselt fühle, so würde ich dennoch darauf Verzicht leisten müssen, wenn ich es durch Entdeckung eines Geheimnisses erkaufen sollte, das mir meine Ehre zu verschweigen befiehlt.“

Fanchon drang nicht weiter in ihn, sondern wartete geduldig, bis die Zeit ihr vielleicht einigen Aufschluß darüber geben würde.

8.

Wohlthun und Bosheit.

Margrethe war eine vornehme Dame. Leinwand, Flanell und wollne Zeuge waren abgeschafft, und durch Battist und die feinsten Seidenwaaren ersetzt worden; ihre Savojarden-Tracht hatte die Wasserträgerin, und die Leyer ein alter blinder Bettler bekommen. Der Name ihres Geburtsorts Faverge war ihr ganz entfallen; nur als sie ihres Vaters Brief erhielt, dachte sie wieder daran, bekam unausstehliche

Kopfschmerzen davon, schmollte mit Jedermann, sogar mit ihrem Alis. Endlich kam Fanchon aufs Tapet, und man glaubte für sie etwas thun zu müssen; denn (setzte Margrethe hinzu) gestehen Sie nur, mein Engel, es macht Ihnen eben so viel Schande als mir, daß wir eine Verwandte haben, die sich einem so niedrigen Gewerbe widmet.

Hätte sich Alis nicht an den Korb erinnert, den er ehemals von Fanchon bekam, so würde er über diesen Einfall herzlich gelacht haben. Aber nunmehr war er ihm willkommen, er fragte daher Margrethen, was eigentlich ihre Absicht sey, und versprach im voraus, das Seinige bestens dazu beyzutragen.

„Nun wohl! (sagte Margrethe) ich wünsche, wir könnten meine Schwester bewegen, nach Faverge zurückzukehren. Herzlich gern gäb' ich die Hälfte aller meiner Habseligkeiten darum; sie würde nebst dem, was Fanchon bereits erworben hat, hinreichend seyn, um sowohl sie selbst, als auch unsere Ältern lebenslänglich zu versorgen!"

Alis, der nichts mehr wünschte als sich zu rächen, und diejenige zu demüthigen, die tugendhaft genug gewesen war, um sich ihm zu widersetzen, billigte diesen Plan höchlich, schrieb sogleich an Fanchon, und bat sie, ihre Schwester zu besuchen.

Als der Brief ankam, war unsere Virtuosin in einer Angelegenheit abwesend, die sich

von der Bothschaft ihrer Schwester gar sehr unterschied. Sie hatte nehmlich vernommen, daß ein in ihrer Nachbarschaft wohnender Ludwigsritter unter den dürftigsten Umständen schwer krank läge. Unverzüglich war sie selbst dahin geeilt, hatte einen Arzt und einen Krankenwärter holen lassen, dem Patienten vielerley andere Bequemlichkeiten verschafft, und ihn dadurch dem Tode entrissen, dem er bereits nur allzunahe war. Ja noch mehr, sie bemerkte, daß die Meublirung seines Zimmers nur in einem elenden Bette, einigen Stühlen und einem halb vermoderten hölzernen Tische bestand. Sogleich ging sie zu einem Tapezierer, kaufte mehrere zwar einfache aber saubere Meublen, und verschaffte dadurch dem Kranken

der bewußtlos da lag, und seine emsige Wohlthäterin nicht einmal gewahr ward, alle mögliche Bequemlichkeit. Als er sich einigermaßen wieder erholte und bemerkte, daß sein Zimmer ein ganz anderes Ansehen gewonnen hatte, forschte er, wer der Urheber dieser Veränderung sey. Aber niemand vermochte ihm darüber Auskunft zu geben; Alles, was man dem dankbaren Genesenden darüber zu sagen wußte, bestand darin, es sey ein junges Frauenzimmer gekommen, habe zu seiner Verpflegung eine Summe Geldes hinterlassen, und sich gleich darauf, ohne sich zu nennen, wieder davon gemacht.

Ein solches Verfahren erhöhte unstreitig den Werth jener Wohlthaten noch mehr. Aber

wer war das Wesen, das, anspruchlos genug, um so zu handeln, sich mit dem undurchdringlichsten Schleyer verhüllte? Herr Mascarti (so hieß der Ludwigsritter) hätte es für sein Leben gern gewußt; aber wie unsäglich viele Mühe er sich auch gab, seiner verehrten Retterin auf die Spur zu kommen, so war doch Alles vergebens, und er sahe sich genöthigt, ihre Wohlthaten zu genießen, ohne die Schuld seines Herzens abtragen zu können.

Über diese ihre Handlung und den glücklichen Erfolg derselben, wovon sie so eben (am achten Tage nach ihrem ersten Besuche bey Mascarti) Nachricht erhalten hatte, höchst vergnügt, kam Fanchon zu Hause, als der Pförtner ihr einen Brief einhändigte. Sie erbrach

ihn sogleich, erblickte Alis's Namens Unterschrift, und las. — Die Einladung war dringend. „Vielleicht ist Margrethe in sich gegangen (dachte sie), vielleicht will sie ihren Fehltritt wieder gut machen, und Alis hat den Auftrag, uns wieder mit einander auszusöhnen. Ja, ja; so wird es seyn.“

Schon hatte sie Margrethens Betragen vergessen, und dachte nur an das Glück, sie wieder lieben, und von ihr geliebt werden zu können. Sogleich war die Leyer abgelegt, sogleich machte sich Fanchon auf den Weg und kam — denn der Weg schien ihr viel zu lang und sie ihrem klopfenden Herzen viel zu langsam zu gehen — ganz außer Athem bey ihrer Schwester an. Man führte sie in Margrethens

Zimmer, die eben eine zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren des ersten Ranges bey sich hatte. Fanchon stutzte, und wich drey Schritte zurück. Da indessen Margrethe sich ihrer nicht zu schämen schien, sondern Sie zum Sitzen nöthigte, so lächelte sie ihrer Schwester zu, und fragte, warum man sie habe rufen lassen.

Margrethe gerieth darüber in Verlegenheit, und wollte eine Erklärung vermeiden, die sie völlig aus der Fassung bringen konnte. Aber Fanchon wiederholte ihre Frage, und so erklärte denn der unbesonnene Alis — um die schöne Virtuosin für ihr ehemaliges Sträuben nachdrücklich zu bestrafen — in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, Margrethe habe ihn bewo=

gen, auf ihre Versorgung bedacht zu seyn. „Sie sind hübsch (setzte er hinzu) — haben sich eine Art von Ruhm erworben: aber ich glaube, das Glück ist Ihnen nicht sehr günstig; überdies scheinen Sie ja auch mehr Geschmack an dem ländlichen Wesen zu finden. Nehmen Sie also meinen Vorschlag ohne Bedenken an; Sie können durch Ihre Gegenwart dem guten Herrn Thomas nützlich werden, und folglich, als eine gutgeartete Tochter, ihre braven Ältern nicht wohl länger allein lassen.“

Margrethe (die, während Alis redete, genau Acht gegeben hatte, was für einen Eindruck dieser Antrag auf ihre Schwester machte) bestätigte, was ihr Liebhaber so eben gesagt hatte. „Ich weiß, Du tratest die Reise nach Paris

nur sehr ungern an, findest den Aufenthalt in der geräuschvollen Hauptstadt gar nicht mit Deiner Liebe zur Einsamkeit übereinstimmend. Betrachte also diesen Schritt als eine Erneuerung meiner alten Freundschaft für Dich.“

Fanchon, über diese Äußerungen erstaunt, saß auf ihrem Stuhle wie angenagelt. Schaamröthe überzog ihre Wangen, und die Thränen traten ihr in die Augen. Aber ein höhnischer Blick, den Margrethe ihr zuwarf, machte plötzlich ihren ganzen Stolz wieder rege. „Ist es möglich! (rief sie) ist es möglich! Du, meine Schwester, und Sie, Herr von Alis, wollen mich demüthigen! Mich, die ich Sie beyde so herzlich liebe, die ich alle ehemalige Kränkungen vergessen habe, die ich, in der Hoffnung,

meine Freunde in Ihnen zu finden, hieher kam!"

Alis und Margrethe blickten sie mit Verachtung an.

„Es scheint (fuhr Fanchon fort), als ob Ihnen jener Name mißfiele. Ich will Sie nicht daran erinnern, Herr Vicomte, wie Sie sich an dem Tage meiner Ankunft in Paris gegen mich betrugen, ob ich gleich damals, eben so gut als jetzt, nichts weiter, als ein bloßes Leyermädchen war. Aber zu Dir, Margrethe! zu Dir rede ich; denn Dein vornehmer Staat und Dein jetziges Glück sollte Dir nicht aus dem Gedächtniß tilgen, was Du zuvor warst. Wollte der Himmel, daß Du von heute an Deine Schwester zum Muster nähmst!"

Hier stand sie auf, nahm eine heitere, lächelnde Miene an, und fuhr dann fort: „Fanchon könnte eben so gut als Du, sich gemächlich auf einem Sopha hinstrecken, und von vierschrötigen Lakaien bedienen lassen. Die Freygebigkeit der Musikfreunde, ein Heer von Anbetern, ingleichen angesehene Personen, welche sie mit ihrer Achtung beehren, haben sie dazu in den Stand gesetzt. Aber Fanchon vergißt nicht, daß sie noch Ältern hat; sie braucht nicht nach Faverge zu gehen, um ihr Schicksal zu mildern; sondern sie weiß besser, was sie zu thun hat... aber Fanchon wird auch nie vergessen, daß Du ihre Schwester bist; und solltest Du einst in Noth kommen (welches vielleicht in kurzem der Fall seyn könnte), so wirst Du bey

eben der Fanchon, die Du jetzt verkennst, Zuflucht, Freundschaft und Trost im Unglücke finden.“ Hier ging sie plötzlich hinaus, und ließ die ganze Gesellschaft, besonders aber Margrethen und Alis, in tiefem Erstaunen.

9.

Die Wohlthäterin wird entdeckt. Anklage.

Fanchon kam wieder zu Hause, aber das Herz wollte ihr wegen des Auftritts, wobey sie die Hauptrolle gespielt hatte, zerspringen. Die Pfeile der Verläumdung verwunden nicht tief, wenn ein Fremder sie abschießt; aber aus der Hand eines Verwandten, eines Freundes, durchbohren sie das Herz, und bringen es nicht

selten zur Verzweiflung. Vielleicht würde sie ihren Kummer früher verschmerzt haben, wenn sie nicht gebeten hätte, man möchte sie allein lassen. Indessen konnte sie ihrem Hyppolit den Zutritt nicht versagen. Er fand sie äußerst niedergeschlagen, und fragte nach der Ursache ihres Trübsinnes. Allein wie gern sie auch ihr Herz gegen ihren Liebling ausgeschüttet haben würde, so hielt sie doch an sich, und setzte seiner Neugierde eben die Antwort entgegen, womit er der ihrigen ausgewichen war.

„Ist's möglich! (sagte Hyppolit) Fanchon, deren Frohsinn und edeln Character Jedermann zum Muster aufstellt, Fanchon scheint mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich verschweige, was die Ehre mir geheim zu halten

befiehlt! Von jedem Andern würde mich das nicht befremden; aber von Ihr ...;"

„Trefflich! (erwiederte sie) wollen Sie mir nicht eine moralische Vorlesung halten! Freilich, Zutraun ist die Basis der Freundschaft; aber giebt es nicht Kränkungen, die man selbst denen verheelen muß, die man am meisten hochschätzt?"

„Himmlisches Mädchen! (versetzte Hyppolit, und fiel ihr zu Füßen) täusche mich nicht mit vergeblicher Hoffnung! — Aber was beginne ich (fuhr er fort, und stand wieder auf)? darf ich jemals auf das Glück, Sie zu besitzen, Anspruch machen; ich, dessen einziges Erbtheil Dürftigkeit ist? Ach! Fanchon, verzeihen Sie einen augenblicklichen Irrthum, den ..."

„Nun, das muß ich gestehen (unterbrach ihn Fanchon), einen größern Narren habe ich nicht leicht gesehen! Verzeihen Sie Ihrerseits jetzt mir diesen gemeinen Ausdruck. Wer sagt Ihnen denn, daß uns nicht früher oder später ein unzertrennliches Band vereinigen kann? Wenn Sie mich zeitlebens glücklich machen, so ist ja wohl das Wenigste, was ich thun kann, etwas auf die andere Wagschaale zu legen. Das ist so natürlich, daß es nur den befremden kann, der an keine Tugend glaubt. Also still davon. Die Zeit wird Vieles ändern." Hier reichte sie dem jungen Manne ihre Hand zum Küssen, welches ihn denn völlig überzeugte, daß es in Betreff jener Äußerungen ihr Ernst sey.

Wie wenig ihn indessen auch diese Großmuth von Seiten Fanchons, die man gewohnt war so handeln zu sehen, befremdete, so erinnerte sie ihn doch an einen Auftrag, den er übernommen hatte. „Mein Gott, wenn sie es wäre! (sagte er bey sich selbst) wundern sollte es mich nicht; sie ist wohlwollend genug, um eine so edle Handlung zu verrichten.“

Hier versank er in tiefe Betrachtungen, während deren ihn Fanchon, der er gegenüber saß, stillschweigend ansah. — „Was ist Ihnen, lieber Hyppolit? Ich weiß nicht, Sie kommen mir so nachdenkend, so tiefsinnig vor.“

„Sie haben Recht; indessen hoffe ich, Sie werden so gütig seyn, mich aus einer Verlegen-

heit zu reissen, in der ich mich gegenwärtig befinde.“

„Und worinne besteht die?“

„Ein Mann von Stande befand sich in der drückendsten Lage, ward aber durch eine Person herausgerissen, die sich nicht zu erkennen gab. Alles, was ich darüber habe erfahren können, besteht darin: Sie ist eine junge Dame, und wohnt in diesem Stadtviertel. Sie sehen ja so viele Leute; wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir in meinen Nachforschungen behülflich zu seyn? ich habe dem Ritter versprochen, alles mögliche anzuwenden, um seine Wohlthäterin auszukundschaften.“

„Sie kennen also den Ritter?“

„Sehr genau, obgleich erst seit vierzehn Tagen. Er hat mir auf seinem Krankenbette ein Geheimniß entdeckt, das ihn mir unendlich theuer macht. Aber, Fanchon, versprechen Sie mir Ihren Beystand?“

„Eine sonderbare Forderung! Ohne Zweifel hat das Frauenzimmer ihre guten Gründe, verborgen bleiben zu wollen. Es würde also unbescheiden seyn und man würde ihr vielleicht mißfällig werden, wenn man sie wider ihren Willen aus dem Dunkel hervorziehen wollte.“

„Fanchon Sie verrathen sich.“

„Wie so?“

„Durch einen einzigen Ausdruck! Sie sind zu edelmüthig, um nicht zu fühlen, daß die Dankbarkeit sich nicht unterdrücken läßt, daß

sie vielmehr ein unentbehrliches Bedürfniß ist, welches man schlechterdings befriedigen muß. Wenn Sie also des Ritters Wunsch, seine Wohlthäterin kennen zu lernen, unbefriedigt wissen wollen; so sagt mir Ihre Aeußerung genug."

„Keine Trugschlüsse, Hyppolit!"

„Es ist Wahrheit. O, meine Freundin! Wenn Sie den Mann kennten, den Sie gerettet haben....! Seine Tugenden geben den Ihrigen nichts nach; urtheilen Sie nun, ob er dessen würdig ist, was Sie für ihn gethan haben. Ferner, was das Geheimniß betrifft, das ich Ihnen immer vorenthielt; so muß ich Ihnen sagen..."

Hier meldete man Frau von Arville an, Hyppolit ward also unterbrochen, und Fanchon eilte ihrer Gönnerin entgegen.

„Es ist mir lieb (sagte diese, indem sie in das Zimmer trat), es ist mir lieb, mein Töchterchen, daß ich Dich zu Hause antreffe. Ich glaube, liebes Kind, ich glaube, Du hast mächtige Feinde.“

„Ich, gnädige Frau? Wer könnte mir zu nahe treten wollen?“

„Das weis ich nicht; aber der Abbee von B*** der eben vom Polizey-Lieutenant kommt, versichert mich, er habe von Dir Dinge gehört, die eben nicht sehr vortheilhaft lauten. Ja, wenn ich nicht sehr irre, so ist sogar von einem Verhaftsbefehle die Rede gewesen.“

„Von einem Verhaftsbefehle? (rief Hyppolit) abscheulich! Das wäre also die Belohnung dieser seltnen Tugenden?“

„Still doch, Hyppolit! (unterbrach ihn Fanchon) ich habe die Hochachtung rechtschaffener Leute und ein ruhiges Gewissen für mich; wessen bedarf es mehr? übrigens wird man mir ja die Beschwerden wohl bekannt machen, die wider mich geführt werden.“

„Ehe zwey Stunden vergehen, sollen Sie dieselben erfahren (sagte Hyppolit und stand auf). Ich gehe sogleich, um darüber Erkundigung einzuziehen.“

„Sie? und bey wem?“

„Der Sekretär des Herrn Polizeylieutenants ist mein guter Freund, und kann, ohne

sich Ungelegenheiten zuzuziehen, mir von Allem, was Sie betrifft, genaue Nachricht geben.“

„Bleiben Sie, Hyppolit! Sie sollen weder Sich, noch Ihren Freund, durch eine Unbedachtsamkeit in Gefahr setzen.“

„Was kümmert mich die Gefahr, wenn ich Ihnen nützlich werden kann! O, gnädige Frau! Sie wissen noch nicht was dies für ein erhabenes Wesen ist. Fanchon, Sie, die man jetzt anzuklagen wagt, unterstützt täglich Nothleidende, die ohne sie verschmachten würden. Doch, die Augenblicke sind kostbar. Wohl mir, wenn ich glücklich genug bin, Derjenigen nützlich werden zu können, die den Ritter Mascarti, die den rettete, welchem ich das Leben zu verdanken habe.“ Hier ergriff Hyppolit Fanchons

Hand, küßte sie unter Thränen, und eilte dann, wie auf den Flügeln des Windes, davon. —

„Der Ritter ist also Hyppolits Vater! (sagte Fanchon, über diese Nachricht ganz bestürzt) O, gnädige Frau! Warum blieb ich nicht in Faverge! Dann würde mein Herz nicht für Hyppolit geschlagen, dann würden keine Rücksichten uns getrennt haben. Wird mein Vermögen den Ritter bewegen können, seinem Sohne eine Mißheyrath zu erlauben? Wird er nicht, wenn ich ihm denselben entrisse, einen unbedeutenden Dienst theuer bezahlen müssen? — O, gnädige Frau! Seyn Sie meine Führerin, zeigen Sie mir meine Schuldigkeit! Denn, ich gestehe Ihnen offenherzig und ohne Erröthen — Sie sind die einzige, der ich

dies Bekenntniß zu thun wage, und, vermöge Ihrer Güte, zu thun mich verpflichtet fühle — verliere ich Hyppolit, so weiß ich nicht was aus mir werden wird."

„Warum setzest Du Dir doch dergleichen Hirngespinnste in den Kopf (erwiederte Frau von Arville)? Du hast eine schlechte Meynung von dem Ritter, wenn Du glaubst er werde euch beyden an eurem Glücke hinderlich seyn. Was liegt denn an einem Titel! Hast Du deinerseits deren nicht Tausende aufzuführen? Überdies, würdest Du die erste seyn, die in den Adelstand erhoben ward? nein mein Kind, Du irrst gar sehr; viele vornehme Damen brachten ihren Gatten nichts weiter zu, als ein hübsches Gesichtchen. Fanchon dagegen, reich,

schön, tugendhaft und edelmüthig, verdient ein glückliches Loos, und ich sehe voraus, Jedermann wird sich beeifern, ihr dasselbe zuzusichern. Beruhige Dich also darüber, mein Kind. Was die Geschichte mit dem Polizeylieutenant betrifft, so denke ich, sie wird gar bald beygelegt seyn. Ich kenne ihn ziemlich genau; mein und des Ritters Zeugniß werden hinreichen, ihm aus dem Irrthum zu helfen, und Deine Ankläger zu bestrafen."

„Wie, gnädige Frau! Was fordern Sie von mir? Ich soll den Ritter Maskarti um Schutz anflehen? O, lieber mag er nimmer erfahren, wer ihn unterstützt hat. Sein Sohn — denn er sagt ja selbst, er sey es — sein Sohn mag, durch seine Freundschaft für mich, auf

die Spur gebracht, immerhin die Wahrheit errathen haben. Aber er soll nimmer erfahren, daß er mir einen so unbedeutenden Dienst zu verdanken hat. Versprechen Sie mir, theuerste Gönnerin, nie das Geringste von dem zu entdecken, was ich Ihnen jetzt anvertraute; ich bitte Sie fußfälligst, versprechen Sie mir es!“

Diese unschuldige dringende Bitte nöthigte der Frau von Arville eine Zusage ab, die Sie — denn die Handlung war zu edelmüthig — nicht zu erfüllen vermochte.

Es waren bereits mehrere Stunden verflossen, aber Hyppolit ließ sich noch nicht wieder blicken. Frau von Arville war willens Fanchon mit sich zu nehmen und bey ihr zu bleiben, falls man sie abholte. Beyde waren sowohl

über den Ausgang der Sache, als auch über Hyppolits Sicherheit nicht ohne Sorgen.

So saßen sie beyde, eben in die schwermüthigsten Betrachtungen versunken, als ein Wagen in den Hof gefahren kam, und Fanchons Bedienter meldete, man wolle Sie abholen. Erschrocken stand sie auf; Frau von Arville schickte ihren Wagen nach Hause und machte sich fertig, Fanchon zu begleiten. Indessen faßten beyde gar bald wieder Muth, als sie des Polizeylieutenants Livrey erblickten, und ein sehr höfliches Billet erhielten, worinne er Fanchon bat, unverzüglich zu ihm zu kommen. Sie und ihre würdige Gönnerin stiegen also in den Wagen, und fuhren zum Minister.

10.

Behutsam, gestrenger Herr, behutsam!

Sollte man es wohl glauben — Fanchon und Margrethe lebten vor den Zeiten der französischen Revolution — sollte man es wohl glauben, sage ich, daß eine Schwester im Stande wäre, die andere anzuklagen! Der Leser wird sich erinnern, daß Fanchon, statt sich durch Margrethens und Alis's Betragen gedemüthigt zu finden, vielmehr diese ihre Hasser beschämt hatte. Diese Geschichte ging, wie gewöhnlich, von einem Munde zum andern, und kam endlich auch Alis's Bekannten zu Ohren, die allerley beißende Anmerkungen darüber machten, und den Herren Vicomte damit neckten. Aus dem

Spaße ward endlich Ernst, Alis ärgerte sich darüber, und da er nicht vernünftig genug war, um sein Unrecht einzusehen, sondern sich vielmehr für gröblich beleidiget hielt; so beschloß er, Fanchon zu stürzen, es möchte auch kosten, was es immer wollte. Margrethe reizte ihn noch mehr; man war über die Sache einig, es fehlte nur an Gelegenheit, und diese fand sich sehr bald.

Man sprach seit einiger Zeit in Paris häufig von Entführungen junger Mädchen, die sich gewisse Leute zu Schulden kommen ließen, um sie an abgefeimte Wollüstlinge zu verkuppeln. Die Polizey, welche davon Nachricht erhalten hatte, ließ den Thätern sorgfältig nachforschen; aber man konnte ihnen nicht auf die

Spur kommen, ungeachtet man den Eifer so weit trieb, daß jede Nacht alle verdächtige Oerter durchsucht wurden.

Diesen Umstand benutzte Alis, indem er, im Namen der Madame M***, deren Haus und schändliches Gewerbe jedermann in Paris bekannt war, an Fanchon einen Brief schrieb, worinne jene berüchtigte Kupplerin sich bey ihr bedankte, daß Fanchon ihr ein paar junge Mädchen zugeschanzt habe. Diesen Brief spielte man, statt ihn an unsere Virtuosin zu schicken, dem Polizeylieutenante in die Hände, um ihm dadurch nicht nur einen Beweis gegen sie, sondern auch gleichsam Gelegenheit zu geben, eine Menge von Schändlichkeiten zu entdecken.

Alis bildete sich nicht wenig darauf ein, die Sache so gescheut eingefädelt zu haben, auch war der Verdacht wirklich gegen Fanchon, wozu denn, außer jenem Briefe, ihre Verbindung mit verschiedenen Personen vom ersten Range, die nimmer schlafende Verläumdung, vielleicht auch ein zu freyer Ton, den sie sich zuweilen zu Schulden kommen ließ, nicht wenig beytrugen. Das Sprichwort sagt:

„Wer andern Gruben gräbt, fällt endlich selbst hinein.“ Ob es auch bey Alis in Erfüllung ging, wollen wir sehen.

Als Hyppolit nach Hause kam, fand er den Polizeylieutenant in seinem Cabinette. Da er bey diesem eben so gerechten als strengen Minister Secretär war, so durfte er es nicht nur

wagen, über jene Angelegenheit mit ihm zu reden, sondern auch sich einigen Erfolg davon versprechen. „Sieh da! (sagte er zu Hyppolit) sind Sie es?“

„Ja, gnädiger Herr! Ich wollte die Ehre haben, Sie einen Augenblick zu sprechen.“

„In Betreff?...“

„Einer Handlung der Gerechtigkeit.“

„Reden Sie.“

„Die Verläumder sprengen von Fanchon, der Virtuosin, aus..“

„Die Verläumder, sagen Sie?“

„Ja, gnädiger Herr! Sie haben mich so oft mit Ihrem Zutrauen beehrt, daß ich mir die Freyheit nehmen darf, Ihnen die Wahrheit zu berichten. Fanchon ist keiner Niederträchtigkeit

fähig; wahrlich, gnädiger Herr! Fanchon ist die Tugend selbst. Ich will nicht von den Wohlthaten reden, die sie täglich mit milder Hand austheilt; eine einzige Handlung wird hinreichend seyn, sie zu charakterisiren. Ich habe Ihnen erzählt, wie es mir, von meiner Geburt an, ging, und wie ich endlich meinen Vater entdeckte. Sie wurden davon gerührt, und eilten ihm zu Hülfe; aber es war Ihnen jemand anders zuvorgekommen. Fanchon, die von meines Vaters traurigem Zustande und drückender Armuth Nachricht erhalten hatte, versahe ihn mit Gelde, Meubeln, Lebensmitteln, Wäsche, Arzeneyen, und schenkte ihn dadurch der bürgerlichen Gesellschaft, seinen Freunden, und einem Sohne wieder, den er nur erst vor kurzem

wiedergefunden hatte. Durch sie in einen bessern Zustand versetzt, machte der Genesende mir es zur Pflicht, der Urheberin aller dieser Wohlthaten nachzuforschen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen glaubte ich endlich, durch eine Unterredung, die ich diesen Morgen mit Fanchon hatte, meinen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen. Die Virtuosin läugnete; allein ich drang in sie, und sie verrieth sich endlich wider ihren Willen. Von ihrem vortrefflichen Charakter und von dem Ungrunde des sie betreffenden Gerüchts überzeugt, hielt ich es für meine Pflicht, Sie, gnädiger Herr, mit Fanchons Denkungsart bekannt zu machen, und eine Fürbitte für sie einzulegen.“

„Welch eine Wärme, Maskarti! Sie müs-

sen entweder tiefgerührt, oder außerordentlich für die schöne Virtuosin eingenommen seyn.“

„Gnädiger Herr, kann ich anders von der reden, die mir meinen Vater wiederschenkte?“

„Aber wer hat Ihnen denn von der Anzeige, die man mir im Betreff Fanchons gemacht hat, so genaue Nachricht gegeben?“

„Die Frau Präsidentin von Arville, die eben zu Fanchon kam, als ich im Begriffe war, dieselbe zu verlassen.“

„Frau von Arville?“

„Die Gönnerin ihrer Familie, und die Fanchon wie ihr Kind liebt.

„Es scheint, als wären Sie junger Herr, bey der Virtuosin so gut als zu Hause. Sie ma-

chen mich neugierig; ich muß doch die Fanchon kennen lernen.“

Hier klingelte er einem Bedienten, und befahl, man sollte seinen Wagen anspannen, und Fanchon holen. „Ist Fanchon (fuhr er darauf in einem sehr ernsthaften Tone fort) ist Fanchon wirklich unschuldig, wie ich sie denn, nach Ihrem Berichte, dafür halte; so verdienen ihre Ankläger nachdrücklich bestraft zu werden. Suchen Sie doch in Erfahrung zu bringen, Hyppolit, wer den Brief in meinem Büreau abgegeben hat, und lassen Sie sogleich den Verfasser desselben holen.“

Dieses Mal ward die Tugend vom Zufalle unterstützet. Hyppolit ließ den Schweizer herauf kommen, examinirte ihn, und fragte, ob er die

Person kenne, die einen Brief für den gnädigen Herrn gebracht habe. Dieser antwortete, es sey ein gewöhnlicher, am Thore St. Martin wohnender Bothe. „Nun (setzte Hyppolit hinzu) so gehe Er den Augenblick zu ihm, und lasse Er sich die Person nennen, die ihm den Brief gegeben hat. Läßt er sich dazu bereit finden, so ist hier ein Louisd'or zur Belohnung, macht er hingegen Schwierigkeiten, so wird er auf des gnädigen Herrn Befehl sogleich in Verhaft genommen.“

Fanchons Ankläger wurden entdeckt, ehe sie noch bey dem Polizeyminister ankam; denn der Bothe, dem Alis nicht einmal Verschwiegenheit empfohlen hatte, erklärte, der Herr Vicomte habe ihm den Brief selbst in die Hand

gegeben, welche Nachricht denn der Schweizer unverzüglich seinem Herrn hinterbrachte.

Der Polizeyminister, der Alis moralischen Charakter kannte, zweifelte nun zwar keinen Augenblick mehr, daß Rachsucht ihn zu diesem Schritte bewogen habe, indessen wollte er doch nichts gegen den jungen Wüstling vornehmen, ohne vorher Fanchon zu hören. „Verlassen Sie mich jetzt (sagte er zu Hyppolit); ich will einen Augenblick mit Fanchon allein sprechen, und Sie dann wieder rufen lassen.“

Hier meldete man Fanchon und Frau von Arville an. „Verzeihen Sie, Herr Baron! (sagte die letztere) verzeihen Sie, daß ich mir die Freyheit nehme, die liebe Dirne unaufgefordert zu begleiten. Der Wunsch, ihren unbe-

scholtenen Wandel feyerlich zu bezeugen, bewog mich dazu.“

„Mehr bedarf es nicht, gnädige Frau, um sie frey zu sprechen“ sagte der Minister und nöthigte Fanchon, deren Äußeres seine vortheilhafte Meynung von ihr bestätigte, nebst Frau von Arville, sich zu setzen. „Sagen Sie mir doch (fuhr er dann fort), sagen Sie mir doch offenherzig, liebe Fanchon, was hat von Alis gegen Sie, daß er Sie solcher Niederträchtigkeiten beschuldiget? Wie haben Sie ihn kennen gelernt, und — ich rede jetzt als Freund, nicht als Richter, mit Ihnen — in welcher Verbindung standen Sie mit ihm?“

„Gnädiger Herr! (versetzte Fanchon) hier ist Frau von Arville, meine würdige Gön-

nerin, vor der ich nie ein Geheimniß hatte. Sie kann bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Sie sind schonend genug, um mich nicht durch nähere Eröffnung der wider mich erhobenen Beschwerden zu beschämen. Ich erkenne das mit dem gerührtesten Herzen, muß aber auch zugleich aufrichtig gestehen, gnädiger Herr: rührt diese Anklage von Alis her, so kann ich nicht genug darüber erstaunen. Er stürzte meine Schwester ins Unglück, wollte mich ebenfalls verführen, ward von mir zurückgewiesen — das ist mein ganzes Verbrechen."

„Wie, wie! Ihre Schwester ..."

„... lebt mit Alis, verachtet und verleumdet Fanchon, vergißt ihre Ältern, ihre Heimath, und ihre ehemaligen einfachen Sitten."

„Wo halten Sie sich in Paris auf?“

„Bey der gnädigen Frau, die mir gütigst freyen Zutritt verstattet, auf dem Boulevard und zu Hause.“

„Kennen Sie die M***?“

„Gnädiger Herr, ich bin tugendhaft, Frau von Arville beehrt mich mit ihrer Hochachtung; das ist Alles, was ich darauf antworten kann.“

„Genug! der Vicomte soll nach Verdienste bestraft werden.“

„Sind Sie gütig genug, gnädiger Herr, um etwas für mich thun zu wollen; so bitte ich inständigst, verzeihen Sie Alis! Ihr Schutz gewährt mir Rache genug, und der Vicomte kann nicht empfindlicher bestraft werden, als

wenn er sieht, daß seine Anklage mir noch einen Gönner mehr verschafft hat.“

„Nicht doch, nicht doch! Das ist nicht Ihre Sache. Ich bin, als Richter, verpflichtet, den zu bestrafen, welcher den Gesetzen Hohn spricht; Ihnen aber will ich eine Urkunde ausfertigen, die Sie gegen alle üble Nachreden, denen Sie etwa noch ausgesetzt seyn könnten, sicher stellen soll.“

Hier ließ der Minister seinen Sekretär kommen. Fanchon und Frau von Arville wunderten sich nicht wenig, als sie sahen, daß es Hyppolit Mascarti war.

„Das ist der Mann (sagte der Polizeylieutenant) das ist der Mann, der mich von einem ungerechten Schritte abgehalten hat;

ja, ich gestehe es laut, von einem ungerechten. — Schreiben Sie, Herr Mascarti, was ich Ihnen diktiren werde:

„„Ich erkläre hierdurch, wasmaaßen Fanchon, die hübsche Virtuosin genannt, Tochter des Gerhard Franz Thomas zu Faverge, der wider ihr vorgebrachten verläumderischen Beschwerden unschuldig befunden, und davon losgesprochen worden ist. Zur Urkunde dessen, ingleichen, um ihren guten Wandel und unbescholtene Sitten zu bezeugen, habe ich dies mit meines Namens Unterschrift, und dem kleinen Staatssiegel unterzeichnet.

M. D. von B***““

Der Polizeylieutenant überreichte darauf Fanchon diese Schrift, und sie benetzte dieselbe mit Freudenthränen. Frau von Arville und Hyppolit brachten ihre Freundin nach Hause, und alle drey seegneten den rechtschaffenen Mann, wie er es verdiente.

11.

Margrethe, du bist an deinem Unglücke selbst Schuld.

Welcher Kontrast zwischen den beyden Schwestern, welche Verschiedenheit in ihren Verhältnissen! Bey Fanchon waren Freundschaft, Dankbarkeit, Wohlwollen und Glückseeligkeit zu Hause; bey Margrethen hingegen herrschten

Übersättigung, Zwang, Kälte und gegenseitige Verachtung; sie und Alis, beyde gleich unglücklich und einander überdrüßig, warfen einander gegenseitig ihre Untugenden vor. Fanchon kam vom Polizeylieutenant triumphirend zurück, denn sie hatte in ihm einen Gönner und einen Freund gefunden; aber wie wird es dem Vicomte ergehen!

Kaum war Jene zum Hause hinaus, so ließ der Minister Alis holen. „Ich weiß (sagte er) was für einen Streich Sie Fanchon haben spielen wollen. Ihr Rang würde Sie nicht gegen eine nachdrückliche Strafe schützen, wenn nicht eben diejenige, welche Sie so gröblich beleidigten, Mitleiden mit Ihnen gehabt, und eine Fürbitte für Sie eingelegt hätte. Sie ver-

langt durchaus keine Genugthuung; Ihre Niederträchtigkeit hat bey ihr keine andere Wirkung gehabt, als Sie verächtlich zu machen. Sie vergißt Ihr schändliches Betragen, und ich wünsche von Herzen, daß Sie es auch mögen vergessen können. Jetzt gehen Sie, mein Herr, und führen Sie sich künftig so auf, daß ich nie die Ehre habe, Sie in dergleichen Angelegenheiten wieder bey mir zu sehen.“ Bestürzt und halb rasend verschwand Alis, und verwünschte tausend Mal seine Treulosigkeit, ingleichen Diejenige, welche ihn dazu verleitet hatte.

Als er zu Hause kam, warf er Margrethen einen wüthenden Blick zu. Sie wollte nach der Ursache desselben fragen, aber eine nachdrück-

liche Bewegung mit der Hand gebot ihr Stillschweigen. An dergleichen Behandlung nicht gewöhnt, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, und ließ dort ihren Thränen freyen Lauf. Sie machte sich jetzt Vorwürfe über ihren Fehltritt, aber zu spät; ihre Reize waren nun dahin und ihrem Alis waren die Schuppen von den Augen gefallen. Er schämte sich jetzt der Verbindung mit ihr; Margrethe merkte dieses recht wohl, aber es würde vergebens gewesen seyn, sich darüber zu beklagen. Sie verbiß also ihren Unmuth, und seufzte im Stillen: Margretha, Margrethe! Du hast Dich selbst ins Unglück gestürzt.

Ehe acht Tage verstrichen, ward sie völlig davon überzeugt. Alis hatte seit dem vom Polizeylieu-

tenant erhaltenen Verweise einen so unüberwindlichen Haß gegen sie gefaßt, daß es ihm unmöglich war, länger mit ihr zu leben; er ließ ihr also andeuten, sie sollte sein Haus verlassen. Um sie indessen nicht in die Verlegenheit zu setzen, anderer Leute Gnade leben zu müssen, ließ er ihr Alles, was sie an Geschenken von ihm aufzuweisen hatte, und überdieses ließ er ihr noch zwölf Louisd'or auszahlen.

Auf die Art blieb also eben die Margrethe, die sich so viel auf ihre Entehrung eingebildet hatte, in einem kleinen Stübchen sich selbst überlassen, und wagte es nicht, der von ihr gekränkten Fanchon unter die Augen zu treten, noch weniger derselben von ihrem unglücklichen

verzweiflungsvollen Schicksale Nachricht zu geben. Noch immer zu stolz, um ihre Schwester um Verzeihung zu bitten, beschloß sie, sich lieber vor aller Welt zu verkriechen, und ihr lasterhaftes Leben im Verborgenen zu enden. —

Unterdessen war es in ganz Paris bekannt geworden, in welcher Gefahr die schöne Virtuosin gestanden hatte. Jedermann wollte wissen, wer daran Schuld gewesen war; Jedermann bestürmte sie mit Besuchen, Glückwünschungen und Geschenken. Um sich der zudringlichen Menge zu entziehen, nahm sie ihre Leyer auf die Schulter und ging nach dem Boulevard; aber damit wurde es noch schlimmer: sie war durch jenes Abentheuer dem Publikum so schätzbar geworden, daß in ganz Paris

kein Schmaus gegeben, kein Fest veranstaltet wurde, wobey sie nicht die Hauptperson spielte. Unter diesen Umständen konnte sie keinen Augenblick den ihrigen nennen, keinen mehr ihren wahren Freunden widmen. Frau von Arville bedauerte dieß, Hyppolit seufzte insgeheim darüber, und der Ritter befürchtete, das liebenswürdige Mädchen möchte früher oder später dennoch ein Opfer ihrer Unerfahrenheit und ihres guten Herzens werden. Indessen vergaß Fanchon, immer munter und gegen Jedermann freundlich, alle jene Beschwerden, sobald irgend ein Nothleidender ihrer Hülfe bedurfte.

Einst, als der Ritter Mascarti, Hyppolit und verschiedene andere Personen zu Mittage bey ihr essen sollten, kam sie niedergeschlagen

und ganz außer Fassung zu Hause. Hyppolit ging ihr entgegen, zog sie auf die Seite, und fragte, was ihr fehlte.

„Nichts! (antwortete sie) nach dem Essen habe ich einen Auftrag, den nur Sie besorgen können. — — Die Elende! Muß sie die Undankbarkeit so weit treiben, daß sie nicht einmal bey mir wohnen will!“

Hierauf erzählte sie dem jungen Manne, was sie so eben von Margrethens Schicksale gehört hatte, und wie schlecht es dieser vermuthlich in kurzem gehen würde. „Ich wünsche (fuhr sie fort) daß Sie zu ihr gehen und sagen möchten, Sie hätten gehört, Margrethe wolle einen Theil ihrer Diamanten veräußern, und Sie hätten Lust, dieselben zu kaufen. Als-

denn müssen Sie sie, so wohlfeil als möglich, zu erhandeln suchen. Sie werden wohl nicht glauben, daß ich meiner Schwester Unglück benutzen will, allein ich habe meine Gründe, so zu handeln."

Hyppolit versprach, ihr Verlangen bestens zu erfüllen; Fanchon händigte ihm darauf zweyhundert Louisd'or ein, und ging zur Gesellschaft, die keine Spur von Trübsinn mehr an ihr bemerkte. Sobald der Kaffee aufgetragen war, erinnerte Fanchon den jungen Mann nochmals an jenes Geschäft, und empfahl ihm alle mögliche Klugheit und Sorgfalt dabey.

12.

Geschichte des Ritters Mascarti.

Als die Spatzierstunde herannahete, ging die Gesellschaft auseinander. Fanchon, von heftigen Kopfschmerzen geplagt, hatte nicht Lust, nach dem Boulevard zu gehen, sondern blieb mit dem Ritter Mascarti allein, schloß sich mit ihm in ein Cabinet, dessen Fenster nach einem großen Garten hinaus lag, und gab Befehl, sobald Hyppolit zurückkäme, ihr unverzüglich Nachricht davon zu geben. — „Ich habe längst gewünscht (sagte sie zum Ritter) Ihre unglückliche Lebensgeschichte zu hören; wollten Sie wohl so gefällig seyn, meine Neugier zu befriedigen?“

„Wie könnt ich Ihnen etwas abschlagen (versetzte Mascarti), etwas abschlagen, das Ihnen einen Beweis von meiner Hochachtung und Freundschaft zu geben vermag!

„Ich bin in Frankreich geboren, ungeachtet meine Vorfahren aus Italien, welches mein Vater, einer sogenannten Ehrensache wegen verlassen mußte, herstammen. Er kam nach Frankreich, nahm beym Regimente Royal-Bourgogne Dienste, erhielt, dem Cardinale M***, seinem Verwandten, nachdrücklichst empfohlen, sehr bald einen ansehnlichen Grad, und erwarb sich, durch seinen sanften, liebenswürdigen Charakter, die Zuneigung aller, die ihn kannten.

„Er verheyrathete sich mit einer Person

von seltener Schönheit und ansehnlichem Vermögen; ich war die einzige Frucht dieser Ehe, und wurde daher, von meinen braven Aeltern vergöttert, und der Gegenstand aller ihrer Hoffnungen. Im zwölften Jahre kam ich auf die Militärschule, und verließ sie in der Folge, um zu meines Vaters Regimente zu gehen, bey dem ich sogleich mit dem Capitains-Titel angestellt wurde. Meiner Jugend ohngeachtet eröffnete sich mir schon eine glänzende Aussicht, die mir für den Abend des Lebens die glücklichsten Tage versprach. Aber der erste Unfall, welcher mich jetzt traf, gab meinem Schicksale eine ganz andere Wendung, und bereitete mir nichts als Sorgen, Kummer und Widerwärtigkeiten.

„Der Tod entriß mir, in weniger als ei-

nem Jahre, beyde Aeltern, und der Vormund, den man mir setzte, geizig und habsüchtig, betrog mich um die Hälfte meines Vermögens. Aber das war nur der Anfang der Leiden, die meiner noch erwarteten. Ich war damals zweyundzwanzig Jahr alt, hatte in den angesehensten Häusern von Paris Zutritt, und fand, um meiner verwaisten Lage willen, wegen meiner Unglücksfälle, meiner erträglichen Figur, und des Muths, den ich bey mehrerern Gelegenheiten bewiesen hatte, bey verschiedenen Damen Beyfall, an die ich nicht einmal gedacht haben würde, wenn ich nicht durch Zufall eine derselben näher kennen gelernt hätte.

„Emilie, so hieß sie, die Tochter des Herzogs von T**, war schön, feurig, und von der

Natur mit allen Talenten begabt. Ihre Reize nahmen mich ein; mir ahndete nicht, daß diese Neigung von Dauer seyn würde: aber ich ward gar bald meinen Irrthum gewahr. Sobald ich sie nicht sah, war ich schwermüthig; ich lebte nur für sie, und Emilie war mir Alles. Sie bemerkte es, und rechtfertigte mein Betragen durch das Ihrige.

„Ich ward mein grenzenloses Unglück nicht eher gewahr, als bis keine Rettung mehr übrig blieb. Emilie trug das Zeichen ihrer Schwachheit und meiner Liebe, unter ihrem Herzen; ein Zeichen, das uns beyden das Todesurtheil ankündigen konnte. Wir fürchteten mit Recht den Zorn ihres Vaters; indessen nahm Emilie sorgfältigst alle Maasregeln, die ihren Zu-

stand zu verbergen vermochten. Ihre peinliche Lage verursachte mir unendlich vielen Kummer; aber es gab kein Mittel mehr, meinen Fehltritt wieder gut zu machen. Was mein Unglück aufs Höchste brachte, war, daß mein Urlaub zu Ende lief, ich daher wieder zu meinem Regimente gehen, und Emilien sich selbst überlassen mußte. Indessen nahmen wir die Abrede, daß ich ihr alle Wochen schreiben, und sie meine Briefe immer unmittelbar von der Post abholen sollte.

„In Chalons, wo mein Corps stand, erhielt ich alle acht Tage einen Brief von Emilien, die mich ziemlich beruhigte, indem sie versicherte, ihr Vater hege noch nicht den mindesten Verdacht. Nach Verlauf von sechs Mo-

naten meldete sie mir endlich, daß sie von einem Knaben entbunden, und daß niemand etwas davon gewahr worden sey, als ihre Amme, und der Geburtshelfer, die dabey zugegen gewesen.

„Hören Sie (schrieb mir Emilie) wie ich es angefangen habe, um Alles geheim zu halten. Es war in der Weinlese, mein Vater mußte bey Hofe aushalten, und ließ mir die Freyheit, entweder in Paris zu bleiben oder nach seinem Landguthe zu gehen. Ich gab vor, ich sey gesonnen, auf diesem letztern etwa einen Monat zuzubringen, begab mich aber zu meiner Amme, die ich zuvor davon benachrichtiget hatte. Um keinen Verdacht zu erregen, nahm ich Niemanden als meine Kammerfrau mit,

die ich indessen weder gern zu meiner Vertrauten in dieser Sache machen wollte, noch auch mit guter Manier entfernen konnte. Aber der Himmel half mir aus dieser Verlegenheit, denn die Dirne ward krank, worauf ich sie nach dem Schlosse D*** bringen ließ, und erst drey Tage nach meiner Genesung nach Paris schrieb. — Beruhige dich also, lieber Freund, von nun an, über meine Lage. Ich gehe jetzt wieder nach der Stadt, und dein Sohn ist in Sicherheit.“

„Ich wurde vor Freuden über diesen Brief beynahe närrisch; ich war Vater, Emilie vor aller Schande geborgen, und das Schicksal folglich müde, mich zu verfolgen. Ich kam wieder nach Paris, um mein Winterquartier daselbst zu nehmen, konnte aber Emilien nur zwey oder drey-

mal sprechen. Ihr Vater drang in sie, sich einen Gemahl zu wählen; sie widerstand lange, ward aber leider, endlich durch den strengsten, gemessensten Befehl zur Heyrath gezwungen.

„Nur um die Freyheit zu haben, dir das letzte Lebewohl sagen zu können, vermochte ich so lange zu widerstehen (so sprach sie, als ich sie zum letzten male sah). Du mußt es mir Dank wissen, Mascarti, daß ich mich zu dieser Heyrath entschließe. Hätte ich es nicht gethan, so wäre es um meine Freyheit und vielleicht auch um dein Leben geschehen gewesen. Du besitzest Gefühl genug, um die Frucht einer Liebe nicht zu verlassen, die das Glück meines Lebens gewesen seyn würde, wenn ich über meine Hand, wie über mein Herz, hätte gebieten können.

Vielleicht wird einst die Zeit kommen, wo wir unsrer Neigung keinen Zwang mehr auflegen dürfen. Aber versprich mir, ehe wir uns trennen, heilig, daß du bis dahin weder mich zu sehen suchen, noch auch dich durch irgend einen unüberlegten Schritt in Gefahr setzen willst.“

„Wir waren beyde so niedergeschlagen, daß wir einander lange ansahen, ohne ein Wort reden zu können, doch Emiliens richtige Bemerkung, der himmelweite Abstand, der in Rücksicht der Geburt und des Vermögens zwischen uns beyden war, vorzüglich aber die Unmöglichkeit, das barbarische Vorurtheil zu bekämpfen, brachten mich wieder zur Besinnung und erinnerten mich daran, was ich Hyppolits Mutter schuldig war. „Ja, (rief ich) ja, Alles

macht dir es zur Pflicht, mich zu fliehen und mich zu vergessen; denn wie unglücklich würdest du seyn, wenn du bey dem Gedanken an mich dich stets nach der Neigung deines künftigen Gebieters bequemen müßtest.“

„Endlich schlug die schreckliche Stunde der Trennung; Emilie gab mir den letzten Abschieds-Kuß, und ich sah sie mit blutendem Herzen aus meinen Armen in die Arme des Tyrannen eilen. — Ich will Ihnen nicht beschreiben, wie unsäglich viel ich litt, wie ich weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, wie ich mich selbst quälte durch den Gedanken, an das, was ich doch nun einmal nicht verhindern konnte. Ich glaubte, mein Schicksal ungleich ruhiger tragen zu können, wenn ich Emilien verloren hätte, ohne

daß sie einem Andern zu Theil geworden wäre.

„Indessen brachte mich die Zeit nach und nach wieder ein wenig auf andere Gedanken. Ich verließ also Paris, ging nach einem kleinen Flecken in der Picardie, der nur eine Stunde von dem Wohnorte der Amme Emiliens entfernt lag, und sah dort meinen Hyppolit; ein Anblick, der mir von neuem Thränen auspreßte, die aber nicht mehr so schmerzlich waren, als anfangs. So verflossen fünf Jahre; ich brachte den Winter immer in der Nähe meines Sohnes zu, und sahe, so oft ich zu ihm zurückreiste, seine Züge sich mehr und mehr entwickeln, und dem Bilde seiner Mutter nähern. Ich war anfangs gesonnen, ihn noch einige Jahre bey sei-

ner Amme zu lassen; aber das Kriegesfeuer, welches sich damals über ganz Europa verbreitete, machte, daß ich meinen Entschluß änderte, und ihn nach Paris in das College de Navarra brachte.

„Im Begriffe, wieder abzureisen, ward ich an einem Abende, eben als ich aus dem Schauspiele kam, plötzlich von vier Kerlen überfallen, die alles mögliche thaten, um mich außer Stand zu setzen, um Hülfe zu rufen, und mich dann in einen Wagen schleppten. Ich wollte sprechen, aber man verbot mir es. Ich glaubte man irrte sich in meiner Person, ward aber sehr bald leider nur zu gewiß überzeugt, daß es auf mich angesehen war.

„Wir mochten ungefähr höchstens zehn Mi-

nuten gefahren seyn, so hielt der Wagen still; man ließ eine Zugbrücke nieder, und ich mußte durch zwey Reihen von Garden in das Stockhaus gehen, mich dort examiniren, meine Vor- und Zunahmen, meinen Stand, meine Verhältnisse, und so weiter, zu Papiere bringen lassen.

„ „ Sie sind der Mann, den wir suchen. (sagte man zu mir; zu einem Schließer aber:) Bringt den Herrn nach dem mittelsten Thurme Nummero neun.“ “

„ Ich wollte fragen, ob ich nicht wissen dürfte, was für Beschwerden man mir zur Last legte.

„ „ Alles zu seiner Zeit (antwortete der

Stockmeister mit dumpfer Donnerstimme). Jezt mir nach!" "

„Ich folgte meinem ernsten Führer, und nach wenig Augenblicken zog eine mit Schloß und Riegeln verwahrte eiserne Thüre zwischen mir und der Welt eine unübersteigliche Scheidewand." —

Hier ward der Ritter durch Hyppolits Ankunft unterbrochen; Fanchon entschuldigte sich bey ihm und bat ihren Geliebten, zu erzählen, was ihre Schwester gesagt habe.

13.

Zu späte Reue. Schluß der Geschichte des Ritters Mascarti.

„Alles, was ich Ihnen zu hinterbringen habe, liebe Fanchon, (sagte der junge Mann) ist dieses Schmuckkästchen, worin Margrethens sämmtliche Diamanten sind, die ich für das Gebot, welches ich darauf that, erhalten habe. Sie ist so tief im Kummer versunken, daß ich alle mögliche Mühe hatte, ihr begreiflich zu machen, was ich bey ihr wollte. Nachdem ich es mehrmals wiederholt hatte, erwachte sie endlich aus ihrer Betäubung und sagte: „„Hier, hier haben Sie den traurigen Beweis meiner Schande! Das ist Alles, was mir davon übrig

bleibt. Sie scheinen mir ein rechtschaffener Mann zu seyn, ich verlasse mich also bey diesem Handel ganz auf Ihre Ehrlichkeit.““

„Ich antwortete ihr, Ihrem Wunsche gemäß, zu jeder andern Zeit könne vielleicht dieser Schmuck einen ungleich größeren Werth haben, da aber jetzt Juwelen eben nicht selten wären, so könne ich nicht mehr als funfzig Louisd'or dafür geben.“

„„Das ist freylich wenig (versetzte sie). Man hat mir gesagt, sie seyen wenigstens fünftausend Franken werth.“

„Unmöglich! (erwiederte ich) Doch es steht ja in Ihrem Belieben, sie Jemanden anders zu zeigen.“

„„Gott bewahre mich davor! (antwortete sie) Machen Sie nur, daß ich sie los werde; denn ich mag sie nicht mehr vor Augen sehen.““

„Ich zahlte ihr also die erwähnte Summe, und verließ sie nicht ohne das herzlichste Mitleiden mit der traurigen Gemüthsstimmung, worinne ich sie gefunden hatte.“

„Tausend Dank! (versetzte Fanchon) übrigens glauben Sie ja nicht, theuerste Freunde, daß ich Margrethens Unglück zu benutzen gedenke! Die Zeit wird Ihnen meine Absichten enträthseln — Margrethe, Margrethe! Du sollst mir für Deine Falschheit büßen. — Sie müssen mir aber noch einen Gefallen erzeigen, lieber Hyppolit! Gehen Sie doch wieder zu

meiner unglücklichen Schwester, und horchen Sie einmal zu, was sie nunmehr anzufangen denkt.“ Hyppolit versicherte, er wolle ihr in diesen und in allen andern Stücken herzlich gern gefällig seyn. Darauf bat Fanchon den Ritter Mascarti, in seiner Erzählung fortzufahren, welches er denn auch folgender Maßen that:

„So befand ich mich also, ohne zu wissen warum? in einem Kerker eingesperrt, sah plötzlich alle meine Hoffnungen vereitelt, und mich selbst gleichsam vernichtet. Was wird das Ende aller dieser Unglücksfälle seyn! (rief ich) Wer wird sich nun meines Sohnes annehmen? soll er seinen Vater nimmer wiedersehen? — — Die Nacht schien mir entsetzlich, aber noch schrecklicher der Anbruch des Tages, der

meinen grauenvollen Aufenthalt erhellte. Eine feuchte, unterirdische Höle, die durch eine Art von Luftloch nur eine schwache Dämmerung erhielt; ein wenig Stroh zum Lager — das war es, was mir diese Todtengruft vor Augen stellte. Die Verzweiflung gab mir allerley empörende Gedanken ein, mehr als tausend Mal verfluchte ich meine Existenz; aber Emiliens Bild trat mir vor die Augen, und besänftigte den Sturm in meiner Seele.

„Nachdem ich lange vergebens geharrt hatte, öffnete sich endlich die Thüre; aber meine Hoffnung verschwand wieder, als ich einen von den Henkersknechten hereintreten sahe, die mich um meine Freyheit gebracht hatten. Da ich nicht hoffen durfte, von ihm irgend einige

Aufklärung zu erhalten; so begnügte ich mich damit, ihn zu fragen, ob man mich bald verhören würde."

„„Vielleicht morgen (erwiederte er). Der Herr Gouverneur ist in Versailles, wird aber bald zurückkommen."" — Hier setzte er einen Krug mit Wasser und ein Brod, das ich nicht ohne Ekel zum Munde bringen konnte, auf einen halb vermoderten Tisch, und entfernte sich dann wieder.

„Ich brachte noch beynahe vier und zwanzig Stunden in dieser traurigen Lage zu; nach Verlauf derselben führte man mich vor eine Art von Tribunal, wobey der Gouverneur den Vorsitz hatte. Er legte mir eben dieselben Fragen vor, welche schon der Stockmeister an mich

gethan hatte, und kündigte, als ich dieselben bejahte, mir an, ich dürfe nicht hoffen, meine Freyheit je wieder zu erhalten, und verdanke dies bloß der Gnade des Königs, der die Todesstrafe, welche ich verdiene, in ewiges Gefängniß verwandelt habe.

„Aber um Gotteswillen! (rief ich) Was hab' ich denn gethan, und worin besteht denn mein Verbrechen?“

„„Das wissen Sie nicht?““

„Ich schwöre bey dem Gott, vor dessen Angesichte Sie dieses Urtheil aussprechen, daß ich mir nicht das Geringste vorzuwerfen, nie vergessen habe, was ich meiner Ehre, dem Könige, und meinem Vaterlande schuldig bin.“

„„Nichtsdestoweniger sind zwey sehr harte Beschwerden Schuld an ihrer Verhaftung; Sie haben nehmlich nicht nur gegen die erhabene Person der Frau von M*** ein Pasquill geschrieben, sondern auch die Prinzessin von A*** schändlich verführt.““

„Ich kenne die Erste bloß dem Rufe nach, und habe von der Letzten in meinem Leben nichts gehört.“

„„Wie! Sie sollten die Tochter des Herzogs von D*** nicht kennen?““

„Sobald er Emiliens Namen nannte, gerieth ich in so heftige Bewegung, daß ich ohne Besinnung zur Erde sank. — — Ich weiß nicht, wie viele Zeit von da bis zu dem Augenblicke, wo ich wieder zu mir selbst kam, verflossen

seyn mochte; aber als ich die Augen öffnete, befand ich mich in einem Bette, das in einer Kammer stand, die wenigstens nicht ganz so ungesund war, als mein voriger Kerker.

„Kaum hatte ich indessen die Augen aufgeschlagen, so entfernten sich diejenigen, welche mich bisher verpflegt hatten, und überließen mich wieder meinen quälenden Gedanken. Ich erinnerte mich noch recht wohl, was der Gouverneur mir gesagt hatte. Meine Verbindung mit Emilien war also an den Tag gekommen, und ich zweifelte keinen Augenblick mehr daran, daß es um sie geschehen wäre; ein Gedanke, der mein Unglück aufs höchste trieb. So bin ich also (seufzte ich), kaum sieben und zwanzig Jahr alt, zur ewigen Gefangenschaft ver-

dammt, in den Augen meiner Vorgesetzten entehrt, gezwungen mit einem siechen Körper die Jahre, welche ich der Vertheidigung meines Vaterlandes hätte widmen können, in träger Unthätigkeit zu verleben.

Dieser Gedanke ward durch das Andenken an Emilien unterdrückt. Gern hätte ich mein Leben für ihre Sicherheit und Ruhe aufgeopfert. Da mir aber aller Umgang und alle Verbindung mit andern Menschen untersagt war, so konnte ich nicht das Geringste in Betreff ihres Schicksals erfahren; eine Bekümmerniß, die mir tausend Mal schrecklicher war, als der Tod selbst.

So verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß mein Schicksal sich nur im mindesten änderte

Ich war für die menschliche Gesellschaft todt, und würde angefangen haben, an der Existenz der Welt zu zweifeln, wenn die fühllosen Wächter, welche mich umgaben, mich nicht davon überzeugt hätten. Emilie und mein Sohn waren die einzigen Gegenstände, womit ich mich beschäftigte; vorzüglich machte mir der Letzte immer mehr Sorgen. Er war noch ein Kind, seine Bedürfnisse wurden immer dringender, und dennoch durfte ich nicht einmal nach ihm fragen, oder vielmehr, man nahm sich nicht einmal die Mühe, auf meine wiederholten Fragen zu antworten.

„Endlich fand ich, durch ein mir unerklärbares Wunder, an einem Morgen einen Brief auf meinem Tische. Ich hielt es anfangs für

ein Blendwerk, öffnete ihn aber doch eiligst, allein die Handschrift war mir unbekannt. Ich las, und jedes Wort war für mich ein Dolchstich; er lautete ungefähr folgender Maßen:

„„Dein Unglück hat den höchsten Gipfel erreicht. Emilie, ein Opfer der Eifersucht ihres tyrannischen Gemahls, ist jetzt in meinen Armen verschieden. Dies seltene Weib machte Dich und sich selbst zugleich unglücklich; sie konnte nehmlich, dem Verlangen, ihren Sohn zu sehen, nicht länger widerstehen. Man spürte ihr nach, erpreßte von ihr das Geständniß, daß sie Hyppolits Mutter sey, und von dem Augenblicke an wurdet ihr beyde eingekerkert. Sey indessen unbesorgt über Deinen Sohn; Emilie hat mir kurz vor ihrem Tode eine Summe

Geldes eingehändigt, die den unglücklichen Knaben gegen allen Mangel schützen wird.""

„Sie können leicht denken, wie tief diese schreckliche Nachricht mein Herz verwundete. Verzweiflungsvoll rief ich unablässig Emiliens Namen aus, und würde mich ums Leben gebracht haben, wenn man mir nicht alle Gelegenheit dazu benommen hätte. Die Barbaren, meine Wuth ahndend, verhüteten die Folgen derselben blos, um meine Quaal zu verlängern. Ich ward ganz stumpfsinnig; die wiederholten Streiche des Schicksals hatten mich gegen Alles, was mir noch begegnete, fühllos gemacht; ich existirte, ohne von dem Leben einen Begriff zu haben; meine Gedanken schienen an nichts mehr zu haften, nichts schien

auf meine betäubten Sinne mehr Eindruck zu machen.

„Zwey und zwanzig Jahre brachte ich in dieser schrecklichen Lage zu; ich ward endlich daran gewöhnt, und der Wunsch, sie verändert zu sehen, kam nicht mehr in meine Seele. Aber plötzlich holte man mich an einem Abende ab, führte mich vor den Gouverneur, und — denken Sie sich mein Erstaunen, als das Wort Freyheit mich aus meiner Apathie weckte! Ich konnte mich lange nicht überreden, daß ich nicht träumte, bis der Befehl, den mir der Gouverneur vorwies, mich von der Wahrheit dieses Ereignisses überzeugte."

„„Frau von M*** (setzte der Gouverneur hinzu) ist gestorben, und der Prinz von A***

in Ungnade gefallen; auch hat ein Anderer sich zu dem Pasquill bekannt, das man Ihnen zur Last legte. Dadurch ist nun an den Tag gekommen, daß ihre Feinde diese Beschuldigung nur ersannen, um Sie ins Unglück zu stürzen: Sie können also von Stund an ihren bisherigen Aufenthalt verlassen.““

„Wie würde ich geeilt haben, dies zu thun, wenn nicht die ganze schreckliche Reihe meiner Schicksale mir abermals vor Augen getreten wäre. Emilie ruhte im Grabe, mein Name war erloschen, meine Freunde verschwunden, mein mittelmäßiges Vermögen von Schurken geraubt. Was hatte ich unter diesen Umständen durch den Eintritt in die Welt zu gewin-

nen! That ich nicht besser, im Kerker zu bleiben, und da meine Tage zu beschließen?

„Die Hoffnung, meinen Sohn wiederzusehen, machte, daß ich endlich einen Entschluß faßte. Ich bat nehmlich, noch bis zum folgenden Tage bleiben zu dürfen, welches mir denn auch zugestanden ward. Indessen brach dieser Tag an, ohne mir Freude oder Kummer zuzutheilen. Ich nahm die Freyheit, dieses den Sterblichen so unschätzbare Gut, wieder in Besitz; allein der drückende Mangel, der meiner wartete, ingleichen die Ungewißheit, ob ich meinen Sohn wiederfinden würde, machten, daß ich mein Gefängniß mit eben der Empfindung verließ, unter welcher ich es bewohnt hatte. Ich ging zum Gouverneur, um ihm ein

Lebewohl zu sagen; er war so großmüthig, mir fünf und zwanzig Louisd'or zu schenken. Ob das gleich nicht viel war, so kam mir doch diese unerwartete Unterstützung sehr wohl zu statten.

„Ich erinnerte mich eines Freundes, der ehemals in der Straße St. Louis wohnte; indessen hatte meine zwey und zwanzigjährige Abwesenheit mich sehr verändert, und nur mein Name vermochte ihn wieder an mich zu erinnern. Er bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, das ich nur mit dem Vorsatze annahm, von der Gutherzigkeit dieses Mannes, den ein unglücklicher Prozeß zu Grunde gerichtet hatte, keinen Mißbrauch zu machen. Meine erste Sorge war nunmehr, nach dem College de

Navarra zu gehen und mich zu erkundigen, ob die Vorsteher, denen ich meinen Hyppolit anvertraut hatte, noch lebten, und mir Nachricht von ihm geben könnten. Allein meine Zeit und Mühe waren verloren, ich kam mit bekümmerten Herzen zurücke und zweifelte nicht mehr, daß der barbarische A*** den Sohn zugleich mit der Mutter hingeopfert hätte.

„Giebt es wohl einen härtern Kummer als den, sich in einem Alter von beynahe sechszig Jahren, einer langen Sclaverey entledigt, in seinem Vaterlande isolirt, ohne Verwandte und Lebensunterhalt zu sehen? Zu stolz, um die Urheber meines Unglücks um Hülfe anzuflehen, sah ich das Grab sich vor mir öffnen, nahm Abschied von der Welt, und erkannte

den gerechten Zorn des Himmels, der früher oder später einen augenblicklichen Fehltritt straft. Meine Bedürfnisse wurden täglich dringender; ich hatte Alles verloren, es blieb mir nichts übrig, als ein elendes kummervolles Leben; der Tod war also eine Wohlthat für mich, ich sah ihm freudig und mit Sehnsucht entgegen. Aber Gott erhörte meine Bitte nicht, sondern hatte mir noch andere Prüfungen vorbehalten.

„Ich befand mich seit zwey Monaten in der drückendsten Lage und konnte das Bett nicht mehr verlassen, worauf ich stündlich meinem Ende entgegen harrte, als der Pfarrer von St. Eustache mich besuchte und sich erkundigte, ob ich im Stande sey, ein wichtiges Geheim-

niß zu vernehmen. Ich machte ein bejahendes Zeichen, worauf er sich denn neben meinem Kopfkissen niedersetzte, und folgender Maßen anfing zu reden:

„„Ich berichtete in verwichner Woche eine Person, die, ohne Sie zu kennen, ihr Schicksal von Herzen beklagte. Sie hat ehemals einem Frauenzimmer, das Ihnen sehr theuer war, den letzten Liebesdienst erwiesen; hat nicht minder Ihnen, als Sie in der Bastille gefangen saßen, einen Brief geschrieben.““

„Hier machte ich eine Bewegung, die mein Erstaunen zu erkennen gab.“

„„Hören Sie ferner! (fuhr der würdige Pfarrer fort) Emilie hatte kurz vor ihrem Tode ihren Sohn aus dem College de Navarra ge-

nommen und ihn der Person anvertrauet, die ihn in seinen Kinderjahren hegte und pflegte, kurz, Alles für ihn that, was nur eine leibliche Mutter hätte thun können. Vor ungefähr vier Monaten verschaffte ihm eben diese brave Frau, eine Secretärs-Stelle bey dem Herrn Polizey-lieutenant von B***, und nur ihr schneller Tod verhinderte sie, etwas mehr für ihn zu thun. Indessen hatte sie gehört, daß Sie in Freyheit wären; sie bat mich daher herzlich, Sie aufzusuchen, und Ihnen von dem allen Nachricht zu geben.““

„Wie! (rief ich) mein Sohn lebt? O, Herr Pfarrer! Sie sehen meinen traurigen Zustand; erzeigen Sie mir, nach so vieler Güte, noch die einzige Gefälligkeit, meinen Sohn

darauf vorzubereiten, ehe Sie ihn seinem unglücklichen Vater zuführen. — Am folgenden Morgen umarmte ich denn meinen Sohn, und an eben dem Tage kamen Sie, theuerste Freundin, mich mit Wohlthaten zu überhäufen. Seitdem theilt sich mein Herz zwischen der Liebe zu meinem Sohne und der Pflicht der Dankbarkeit, und ich fange wieder an, glückliche Tage zu hoffen.

14.

Ihr Name ist ein Lobspruch.

Der Ritter trocknete sich die Thränen ab, welche ihm diese Erzählung ausgepreßt hatte, und Hyppolit betrachtete Fanchon und seinen

Vater mit Blicken voll Zärtlichkeit und Hochachtung. „O, mein bester Herr! (sagte Fanchon, indem sie den ältern Mascarti bey der Hand nahm) was muß Ihnen die Trennung von einem geliebten Weibe und von einem Sohne, der jetzt Ihr einziger Trost ist, für unsäglichen Kummer gemacht haben! Ich bin stolz darauf, daß ich zum mindesten etwas weniges für Sie thun konnte. Doch von nun an können Sie mit Recht sagen, daß das Schicksal müde ist Sie zu verfolgen; denn Sie haben ihren Sohn, haben durch Ihre Unglücksfälle aufrichtige Freunde gefunden; die Zeit wird hoffentlich allmählig Erinnerungen austilgen, die nur den Frieden der Tage stören würde, die Ihnen nur zum fröhlichem Lebensge-

nusse in dem Kreise der Ihrigen aufbehalten sind.“

Der Rest des Abends verfloß unter freundschaftlichen Gesprächen, worauf denn Mascarti und Hyppolit sich Fanchon empfahlen, zuvor aber versprechen mußten, am folgenden Mittage wieder bey ihr zu speisen.

„Sie sind zu gütig (sagte Hyppolit und drückte ihr die Hand), indessen werden wir nicht unterlassen, uns einzustellen.“ —

Auf diese Art verflossen mehrere Monate so schnell, daß Fanchon und ihre Freunde sich darüber wunderten; wie denn eine auf Ungezwungenheit gegründete Verbindung immer den Flug der Zeit zu beschleunigen pflegt. Fanchon beschäftigte sich unabläßig mit der Sorge für

ihre Freunde und für ihre Schwester, welche letzte vorzüglich der Gegenstand alles ihres Dichtens und Trachtens war. Indessen hatten weder Bitten noch Ermahnungen Margrethen bewegen können, zu ihrer Schwester zu ziehen, ungeachtet sie sich jetzt nicht nur manche Bequemlichkeit entziehen mußte, an die sie bey Alis gewöhnt worden war, sondern auch mit der Zeit zwar zum Theile ihren Kummer, aber keinesweges das behagliche Leben vergaß, das sie während jener glücklichen Periode führte.

Sie hatte die Person bey sich behalten, von der sie in dem Hause ihres Liebhabers bedient wurde. Da diese indessen sahe, daß ihre Gebieterin nicht mehr freygebig seyn konnte; so

machte sie es, wie Leute von ihrem Schlage nicht selten zu thun pflegen, sie betrog ihre Herrschaft und brachte sie in Kurzem in die dürftigste Lage. Fanchon, die darauf ihre einzige Hoffnung gesetzt und erfahren hatte, daß Margrethe aus Noth Alles verkaufte, was sie nur einigermaßen entbehren konnte, schanzte ihr eine Person zu, welche sie vollends zu Grunde richtete, so, daß Margrethe, ehe vier Monate verflossen, nicht einmal das tägliche Brod mehr hatte. Nun legte Fanchon einen Besuch bey ihr ab und suchte sie, troß aller Einwendungen, zu bewegen, bey ihr zu Mittage zu speisen.

Als Margrethe sahe, in welcher Achtung jene bey allen ihren Gästen stand, war sie wie

vom Blitze gerührt; aber noch weit größer war ihr Erstaunen, als sie in Hyppolit eben den Mann zu erkennen glaubte, der ihre Diamanten gekauft hatte. Der junge Mascarti bemerkte es, und lächelte darüber; Fanchon trat zu ihrer Schwester und flüsterte ihr ins Ohr: ich will Dir nachher sagen, wer dieser Herr ist. Allein Margrethe konnte es nicht bis zu Ende der Mahlzeit am Tische aushalten; die Freundschaft, womit ihre Schwester sie aufgenommen hatte, und die Hochachtung welche jeder der Anwesenden durch seine Gegenwart und in seinen Ausdrücken dieser bezeigte, machten einen so tiefen Eindruck auf sie, daß man sie krank zu Bette bringen mußte.

Alles schien bisher Fanchons Entwürfe zu

begünstigen, und jetzt war endlich der Augenblick gekommen, der sie mit ihrer Schwester wieder vereinigen sollte. Margrethe schlief sehr bald ein; und nun lies Fanchon Margrethens Diamanten und übrige Sachen in ihre Kammer setzen und einen Zettel darauf legen, mit der Innschrift: Margrethens Eigenthum. Darauf wurde die Thür (welche inwendig die Überschrift hatte: Wohnzimmer meiner Schwester) wieder verschlossen, und man wartete, bis die Kranke wieder erwachte.

Als Margrethe die Augen öffnete und alle ihre ehemaligen Habseeligkeiten wieder erblickte, hielt sie es anfangs für einen Traum; aber wenige Augenblicke nachher errieth sie das Geheimniß, schämte sich noch mehr als zuvor, und

seufzte unter einem Strome von Thränen: „Ich Unglückliche! was habe ich gethan! O, Fanchon, Fanchon, warum besitze ich nicht deine Tugenden!“ — Sie ward von einem hitzigen Fieber befallen, und verlor sehr bald das Bewußtseyn.

Fanchon erschrak heftig über den Zustand ihrer Schwester und ließ sogleich mehrere Aerzte holen, aber das Resultat einer langen Berathschlagung war, daß man nicht für das Leben der Patientin Bürge seyn könne. Jene, die darüber verzweifeln wollte, sparte weder Bitten noch Geld noch Sorgfalt: Allein des Schicksals Schluß war unveränderlich, und Margrethe verschied in den Armen ihrer Schwester.

15.

Abreise nach Faverge.

Man muß die Geschwisterliebe aus eigener Empfindung kennen, um sich von Fanchons trostlosem Zustande einen Begriff zu machen. Ihre liebsten Freunde wurden jetzt vernachlässigt, denn ihr Kummer überwog die Zuneigung, welche sie für dieselben hegte. Sie schloß sich ein, und verstattete mehrere Tage hindurch Niemanden den Zutritt, ausgenommen der Frau von Arville und den beyden Mascarti's. Die Zeit indessen, welche alle Wunden heilet, und die Tröstungen der Freundschaft machten, daß auch Fanchons Herz allmählich zu bluten aufhörte; worauf denn Frau von Ar-

ville, welche verwittwet und ohne Kinder war, ihr folgenden Vorschlag that:

„Ich habe längst gewünscht, liebe Fanchon, eine Reise nach Deiner Heimath zu machen, zumahl da mich Geschäfte nach Chambery rufen. Willst Du mir Gesellschaft leisten, so werden wir beyde um so viel mehr Vergnügen davon haben. Aber hast Du auch Muth genug, Paris zu verlassen?"

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, was Sie zu dieser Frage veranlaßt. Sie kennen mich ja, kennen meinen Geschmack für das Landleben, wissen, wie sehnlich ich wünsche, meine Eltern wieder zu sehen; und Sie fragen doch noch, ob ich Lust habe Ihnen Gesellschaft zu leisten! Was könnte mir erwünschter seyn, als

dieses, zumal da ich dort im Kreise der Meinigen, die ich mit meinem Vermögen unterstützen kann, ein stilles ruhiges Leben führen werde! Aber werde ich in Faverge glücklich seyn?"

„Ich verstehe Dich Fanchon. Ja, Du wirst es; mache Dich nur zur Reise fertig, und überlaß mir das übrige."

Hier traten die beyden Mascarti's ins Zimmer, und Frau von Arville gab Fanchon ein Zeichen, worauf diese hinaus ging, und sie mit den Herren allein ließ. Die Dame lenkte nun das Gespräch auf die Reise, wozu sie so eben Fanchon eingeladen hatte. „Ich denke sie bey dieser Gelegenheit wieder zu ihren Ältern zu bringen (sagte sie). Ein junges Mädchen ist in dem verwünschten Paris so vielen

Gefahren ausgesetzt. Wäre sie verheyrathet, so würde ich sie nicht zu der Reise beredet haben; aber soll ich sie, bey den mancherley Verführungen, denen sie in ihren Jahren blosgestellt ist, allein lassen?"

„Sie haben Recht gnädige Frau (versetzte der Ritter) und ich wünsche Ihnen im voraus zu dieser vergnügten Reise Glück. Piemont ist zwar ein armes, aber auch ein romantisch schönes Land."

„Das habe ich mir sagen lassen, und es ist ein Bewegungsgrund mehr für mich. Indessen muß ich auch Ihnen, lieber Ritter, einen Vorschlag thun: Sie haben hier in Paris nichts zu versäumen, leisten Sie uns Gesellschaft! Zwey einzelne Frauenzimmer sind auf der Reise

manchen Unbequemlichkeiten und Gefahren ausgesetzt, denen die Gegenwart eines Mannes vorbeugt.“

„Aber, bedenken Sie doch, gnädige Frau! (versetzte Hyppolit mißmuthig) Sie rauben mir Fanchon, und wollen mir auch noch meinen Vater entziehen? Haben Sie Mitleid mit mir! Nehmen Sie nur die eine Hälfte meines Lebens, und lassen mir wenigstens die Andere!“

„Gemach, junger Herr, gemach! (erwiederte Frau von Arville lächelnd) lassen Sie mich doch ausreden! Ich wollte Ihnen eben vorschlagen, uns zu begleiten.“

„Ich, gnädige Frau?“

„Ja, Sie.“

„Darf ich das? Kann ich das?“

„Warum nicht? Aber, kurz und gut, junger Herr! Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Ganz zu Ihrem Befehle, gnädige Frau!“

„Nicht doch! Dagegen möchte Jemand anders etwas einzuwenden haben; doch ohne Umstände: Sie, Herr Mascarti, sollen mein Ritter seyn; der tapfere Hyppolit hingegen mag Fanchons Schirmvogt werden, falls wir ja in Gefahr kommen sollten, dergleichen zu bedürfen.“

„Sie sind immer die Güte selbst“ erwiederte Hyppolit.

Hier trat Fanchon herein, und es ward beschlossen, daß man in vierzehn Tagen abreisen wollte. Um indessen ihre Absicht, Paris zu

verlassen, desto sorgfältiger zu verbergen, ging Fanchon, nach wie vor, täglich nach dem Boulevard, wo ihr Betragen gegen ihre Schwester und Mascarti sie zum Gegenstande der allgemeinen Hochachtung gemacht hatte; wie denn überhaupt kein gutes Haus in Paris war, wo sie nicht gern gesehen wurde. Dies Alles fesselte sie gewisser Maßen an die Hauptstadt; allein zu Faverge boten ihr Liebe und Natur weit dauerhaftere Freuden dar.

Am funfzehnten Mai 17 . . . . trat unsere Gesellschaft die Reise an, die Fanchon ungleich mehr Vergnügen machte, als ehemals, da es nach Paris hinging. Aber freylich war sie auch nicht mehr das armselige Leyermädchen, das für das tägliche Brod spielte, sie war vielmehr

reich, und stand, Dank sey es ihrem edelmüthigen Herzen, bey Jedermann in Achtung.

Endlich erblickte man in der Ferne Faverge's hohe Gebirge, und Fanchons Herz fing an zu klopfen, zumal da sie ihres Vaters Hütte von fern erblickte. Der Wagen hielt still, Fanchon stieg aus, sahe den guten Alten unter der Linde sitzen, und stürzte in seine Arme. Bald darauf kam auch Mutter Helene, so schnell ihre Beine nur immer vorwärts wollten, herbey, und herzte und küßte ihr Töchterchen unter tausend Thränen. Als der erste Freudenrausch vorüber war, stellte Fanchon dem braven Ehepaare auch ihre würdigen Freunde vor. Thomas konnte seinen Augen kaum trauen, als er seine ehemalige Gebieterin er-

blickte. „Was? Frau von Arville? (rief er) O, Fanchon! Du bist also noch immer ein braves Mädchen.“

Erst Abends nach dem Essen erwähnte man Margrethens. „Sie hat einen augenblicklichen Fehltritt sehr hart gebüßt (sagte Frau von Arville). Laßt uns Diejenigen beklagen, die ihr gleichen.

16.

Schluß.

Kaum hatten Fanchons Jugendgespielinnen die Ankunft ihrer Freundin vernommen, so kamen sie haufenweis herbeygeeilt, um sie zu besuchen; aber was machten sie für große

Augen, als sie dieselbe so stattlich gekleidet, und (wie sie sich ausdrückten) in so vornehmer Gesellschaft sahen! Aber Fanchon hatte sich nicht verändert, und das Glück hatte ihr Herz nicht gestählt; sie war vielmehr noch eben so gutmüthig als zuvor, und es fiel ihr gar nicht einmal ein, daß man anders seyn könnte.

Frau von Arville war nunmehr ernstlich auf die Ausführung ihres Vorhabens bedacht; sie erkundigte sich nehmlich, ob nicht in der Nähe ein Landgut von etwa vierzigtausend Franken an Werth zu verkaufen sey. Zufälligerweise fand sich ein solches, ungefähr eine Stunde weit von Faverge, das sie denn auch an sich brachte, und den Kaufbrief darüber in Hyppolits Namen ausfertigen ließ. Als Alles

in Richtigkeit gebracht war, rief sie die Familie, ingleichen die beyden Mascarti's zusammen, und eröffnete ihnen ihre Absicht folgendermaßen: „Ich bin reich, und kann nach Gefallen mit meinem Vermögen schalten und walten. Fanchon und Hyppolit lieben einander; allein sie hat Vermögen; und ich will, daß die Parthie auf beyden Seiten gleich sey. Hier ist also eine Urkunde, vermöge deren der junge Mascarti Eigenthümer eines eine Stunde von hier entlegenen Landgutes wird. Da unter diesen Umständen, wie ich glaube, Niemand gegen die Anordnung der Natur etwas einzuwenden hat; so vermähle ich hiermit die beyden Liebenden, und vermache Ihnen nach meinem Tode die Hälfte meiner jährlichen Einkünfte.

Fanchon und Hyppolit warfen sich der Frau von Arville zu Füßen, der Ritter, voll Dankbarkeit, drückte ihr herzlich die Hand, Thomas und Helene weinten Freuden-Thränen, und gaben durch einen Blick gen Himmel zu erkennen, was sie bey dieser großmüthigen Handlung empfanden.

So sah denn Hyppolit endlich seine Wünsche erfüllt, denn Fanchon gab ihm ihre Hand, und Beyde gelobten einander ewige Treue. Darauf zogen sie nach dem Landgute, welches ihnen Frau von Arville zum Hochzeitgeschenke verehrt hatte, und der Ritter sahe sich nunmehr an der Seite seiner Kinder glücklich.

Fanchon, immer noch gutherzig und großmüthig, eine liebende Tochter, eine zärtliche

Gattin, eine aufrichtige Freundin, und eine zuvorkommende Schwester, vertheilte die Hälfte dessen, was sie in Paris erworben hatte, unter ihre Geschwister. Noch immer der Spiele ihrer Kindheit eingedenk, mischte sie sich Sonntags in den Reihentanz der Gebirgsmädchen, und nahm zuweilen sogar ihre Leyer zur Hand, um ihnen dazu aufzuspielen.

Was den immer gleich unbesonnenen und liederlichen Alis betrifft, so hinterging er, nach wie vor, alle die Frauenzimmer, die ihm Gehör gaben, wogegen er denn, zur schuldigen Dankbarkeit, wieder von ihnen hintergangen wurde; so daß keine von beyden Partheyen einander etwas vorzuwerfen hatte.

Die brave Frau von Arville kehrte nach Paris zurück, wo alle junge Lecker, die nach Fanchon geangelt hatten, ihr aufsätzig, alle rechtschaffene Leute hingegen ihre Freunde wurden; zumal wenn sie ihnen erzählte, daß Fanchon durch ihren Wohlstand nicht stolz geworden sey, sondern in ihrem Gatten, ihren bejahrten Ältern, in Unterstützung der Armen, in der Theilnahme an den Vergnügungen der Gespielinnen ihrer Kindheit, ihr Glück, und noch immer Vergnügen daran finde, sich Fanchon das Leyermädchen nennen zu hören.

IV.

Trinklied.

Mel. Bekränzt mit Laub den rc.

Herbey, herbey! wer in dem weiten Saale
Vernimmt der Gläser Klang;
Herbey! herbey mit Flasche und Pokale
Zum frohen Rundgesang!

Herbey! herbey, die ihr mit losen Blicken
Dem Necker Beyfall nickt,
Ihr Schönen, die ihr dort mit Strumpf und Sticken
Der Männer Herz bestrickt!

Herbey! herbey, in aller Zecher Namen,
Und trinkt die Flaschen leer,
Ihr ernsten Spieler! zählt die Buben, Damen,
Und Könige nachher.

Schweigt alle still, ihr Herrn Politikaster!
Spart Beyfall und Verdruß;
Denn Beydes gilt ja nicht dies Pfeifchen Knaster,
Nicht diesen Fidibus.

Wischt von der Stirn die grauenvollen Runzeln,
Ihr Stoiker, und trinkt!
Das höchste Gut — wer wird nicht mit uns schmunzeln! —
Seht, wie's im Glase blinkt!

Weg mit den Psalmen und Evangelisten,
Und nehmt den Wein zur Hand,
Ihr Priester all'! und trinkt, als gute
Christen,
Weil Noah ihn erfand.

Laßt doch die Göttin mit der Bind' und
Schaale,
Ihr Richter, einmal ruhn!
Und greift excipiendo zum Pokale,
Wie wir de facto thun.

Verschont, ihr Äskulap', uns jetzt mit Pillen,
Und m. d. s.; seht hier,
Was alle Plagen unterm Mond kann stillen,
Dies Wunder-Elixir!

Getrost! Ihr sollt nicht mehr vom Nektar träumen,
Und an den Federn käu'n,
Ihr Dichter, sollt nicht mehr beym Wasser reimen,
Kommt her, und trinket Wein!

Hieher, die ihr mit Wechseln und Procenten
Euch stets den Kopf zerbrecht!
Vergesset Cours und Agio und Renten;
Hieher, ihr Herrn, und zecht!

Kommt, edle Krieger, kommt, und laßt die Fürsten,
Für die Gott Erden schafft,
Mit heißer Gier nach Menschenblute dürsten!
Hier fließt ein mildrer Saft.

Mag ihren Glanz der feile Höfling preisen;
Wir schätzen nur ihr Herz. —
Es suche, wer da will, den Stein der Weisen;
Wir suchen Freud' und Scherz.

Mag Stax den Zweck des Daseyns auskalmäusern,
Das nur zu schnell verrinnt;
Wir lassen ihn bey seinen Kartenhäusern,
Und freu'n uns, daß wir sind.

Was Ficht' und Schmid vom Ich und Nicht-Ich wissen,
Das werd' uns nimmer kund!
Wir füll'n die Gläser, stoßen an, und küssen
Der Schönen holden Mund.
Des biedern Nachbars

Bayerische Staatsbibliothek München

Herbey! herbey, wer in dem weiten Saale
Vernimmt der Gläser Klang;
Herbey! herbey mit Flasche und Pokale
Zum frohen Rundgesang!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

uhldorf

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gretschel, Johann Christian,

Kleine satirische Schriften

Leipzig 1804

P.o.germ. 520 gn
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109656-7